

QUER!

Das Gendernmagazin der ASH Berlin

Do you Care?

Perspektiven auf Sorgearbeit

DO YOU CARE?

Perspektiven auf Sorgearbeit

Was haben Soziale Arbeit, Erziehung und Bildung im Kindesalter sowie Gesundheit und Pflege gemeinsam, außer dass sie alle an der ASH Berlin unterrichtet werden?

Sie alle sind Bereiche von Care-Arbeit, in der menschliche Fürsorgegedanken statt des Profits im Vordergrund stehen. Und sie sind in der Praxis analog dazu auch alle mit ähnlichen Problemen konfrontiert, wie geringe Entlohnung, Arbeit unter prekären Bedingungen, wenig gesellschaftliche Akzeptanz und Auswirkungen von staatlichen Kürzungswellen. Dass es sich bei der ASH Berlin um eine ehemalige Frauenschule handelt, ist dabei keineswegs Zufall, sondern macht die Verwobenheit von Care-Arbeit und Geschlecht mit sozialen und ökonomischen Bedingungen deutlich. Umso erstaunlicher, dass das große Comeback der Care-Debatte, das die großen (und kleinen) Themen der feministischen Ökonomie wieder auf den Plan ruft, an der ASH Berlin bisher fast spurlos vorbeigegangen ist.

Das Stichwort »Care« beschreibt die Sorge für sich und für andere und schließt sowohl bezahlte als auch unbezahlte Sorgearbeit mit ein. In der Care-Debatte wird politisch und wissenschaftlich diskutiert, unter welchen Bedingungen Menschen für andere oder für sich sorgen, welche Rolle Sorge-Arbeit für die nationale und globale Ökonomie spielt, warum es vor allem Frauen* sind, die den Hauptanteil der Sorge-Arbeit leisten oder wie sich die Bedingungen der Care-Arbeit im Neoliberalismus verändert haben.

Aber was hat eine soziale Hochschule mit der Transformation von (Care) Ökonomie zu tun?

Die scheinbar »unproduktive« Care-Arbeit ist nicht dem gleichen Risiko von Out-Sourcing unterworfen, wie andere Wirt-

schaftszweige, denn Klient_innen und Sorgeempfänger_innen werden größtenteils vor Ort gepflegt, betreut oder unterstützt. Care-Arbeit folgt einer anderen Logik: Da sie sich nur bedingt rationalisieren lässt und besonders zeitintensiv ist, lassen sich Einsparungen nur zulasten von Qualität und Bezahlung umsetzen. Somit führt die Doktrin der Kosten-Externalisierung und Profit-Steigerung überall zu einer Verschlechterung der Bedingungen unter denen Care-Arbeit stattfindet. Dabei fehlt es vor allem an Zeit und Geld.

Die Aufwertung von Sorge-Arbeit, die durch die Professionalisierung der ehemaligen »Frauenberufe« an der ASH Berlin vorangetrieben wird, stößt daher in Zeiten von Spardiktat und Leistungs-Optimierung an viele sichtbare und unsichtbare Grenzen. Fragen wie etwa, was das Thema Care sonst noch mit der ASH Berlin zu tun hat, welche Bereiche es umfasst, unter welchen Bedingungen Care-Arbeit stattfindet, von wem sie verrichtet wird, wie geschlechtergerechte Arbeit in der Zukunft aussehen und wie die Perspektive einer Care Revolution umgesetzt werden könnte, widmen wir uns in unserer aktuellen Ausgabe. Wir hoffen damit den Perspektiven auf Sorgearbeit und der Frage, wie wir leben und arbeiten wollen, an der ASH Berlin mehr Raum zu geben.

Neben dem großen Themenblock Care sind die Infos aus dem Frauenbüro und die Blogschau weiter feste Bestandteile der Quer. Zusätzlich sind in diesem Heft ein Rückblick auf die Frauen*vollversammlung und Reflexionen über Gender- und queerpolitische Debatten auf der Tagung »Soziale Bewegungen als Chance für Hochschule und Gesellschaft« an der ASH Berlin enthalten. Und zu guter Letzt hilft ein Glossar den Dschungel der Fachbegriffe besser zu durchdringen.

Viel Spaß beim (Quer-)Lesen, Stöbern oder Entdecken unserer neuen Ausgabe wünscht

die Quer-Redaktion

Ausgabe 21 Wintersemestersemester 2015/16

DO YOU CARE?
Perspektiven auf Sorgearbeit
ISSN 1860-9805

Herausgeberin

Frauenbüro der Alice Salomon Hochschule Berlin

Redaktion

Debora Antmann, Friederike Beier, Sina L. Barbara Quincke, Jana Meincke, Verena Meister

V.i.S.d.P.

Verena Meister (Frauenbeauftragte)
Alice Salomon Hochschule Berlin
Alice-Salomon-Platz 5
12627 Berlin
T. 030/ 99245-320/322
F. 030/ 99245-245
E-Mail: quer@ash-berlin.eu
Website: http://www.ash-berlin.eu/profil/gleichstellung/quer-genderzeitschrift

Layout und Satz

bureau zanko
zankoloreck.de

Auflage

1. Auflage 21/2015: 1500 Exemplare

Allgemeine Hinweise

Die QUER erscheint in der Regel einmal pro Jahr und ist online sowie als Printausgabe kostenfrei im Frauenbüro an der ASH Berlin erhältlich.
Alle Rechte sind vorbehalten. Der Nachdruck ist nur mit schriftlicher Genehmigung der Redaktion möglich. Dies gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken.
Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht die Meinung der Redaktion wieder. Die Redaktion und Autor_innen arbeiten ehrenamtlich. Wir freuen uns über Zuschriften

Bildnachweise

S.20 Bahnhof Rzpín
© Cornelia Hinterschuster
Alle Rechte vorbehalten
S.21 Innenansicht Zimmer 1
© Cornelia Hinterschuster
Alle Rechte vorbehalten
S.22 Innenansicht Zimmer 2
© Cornelia Hinterschuster
Alle Rechte vorbehalten
S.31 Social Care
© Constantin Stanciu 123RF
S.46 Logo Identitätskritik
© Steinmädchen
S.45 Logo fuckermothers
© Fuckermothers

01 Editorial

02 Impressum

05 Neues aus dem Frauenbüro

SCHWERPUNKT: DO YOU CARE? – PERSPEKTIVEN AUF SORGEARBEIT

- 07 One Solution – Care Revolution?
von Tina Reis
- 11 Care-Ökonomie als geschlechtergerechte Wirtschaftsweise?
von Gisela Notz
- 15 Geschlechterverhältnisse in Bewegung.
von Anna Fox
- 19 Un_Sichtbarkeiten transnationaler Sorgearbeit zwischen Polen und Deutschland.
von Carla Wember, Cornelia Hinterschuster und Sabine Carl
- 23 Care-Delegation und Geschlecht
von Christianie Bomert
- 27 Über Frauen, die »alles haben wollen«
von Mara Schepsmeier
- 30 Care-Seiten der Utopie
von Friederike Beier
- 34 Für eine Care Revolution!
von Alexandra Wischnewski

ASH - Perspektiven

- 36 Reflexionen über Gender- und queerpolitische Debatten auf der Tagung
»Soziale Bewegungen als Chance für Hochschule und Gesellschaft« an der ASH Berlin
von Zülfukar Çetin und Esra Erdem
- 39 Frauen*-Vollversammlung: Sexismus und sexuelle Belästigung an der ASH?
von Sina L.

- 43 Buch Rezension
»Care Revolution – Schritte in eine solidarische Gesellschaft« von Gabriele Winker
von Friederike Beier

- 45 Blogschau
Class Matters, Fuckermothers, Identitätskritik und Femgeeks
von Debora Antmann

47 Glossar

- 49 Ausblick
Call for Papers zu Gender und Klasse

NEUES AUS DEM FRAUENBÜRO



WIEDERWAHL DER FRAUENBEAUFTRAGTEN

Am 12. Mai 2015 wurde die Frauenbeauftragte Verena Meister im Amt bestätigt. Das Amt der Frauenbeauftragten ist ein Wahlamt, das alle vier Jahre ausgeschrieben werden muss. Verena Meister übt dieses Amt seit Juni 2011 aus. Mit der Wiederwahl verlängert sich die Amtszeit bis Juni 2019. Die erste Amtszeit war davon geprägt laufende Projekte und Aufgaben weiterzuführen. Von nun an sollen neue Projekte mehr im Vordergrund stehen. Besondere Themenschwerpunkte der zweiten Amtszeit werden die Akademisierung und gesellschaftliche Aufwertung der SAGE-Fächer und Vielfalt an der Hochschule sein.

DEFINITION DES BEGRIFFS FRAUEN*

Die Aufgabe der Frauenbeauftragten an Hochschulen ist die Herstellung der Chancengleichheit und die Beseitigung bestehender Nachteile für Frauen. Dabei wird der Begriff »Frauen« nicht näher erklärt, was wir im Frauenbüro als problematisch ansehen, da auf diese Weise häufig die Komplexität und Vielfalt von unterschiedlichen Geschlechteridentitäten ungesehen bleibt. Im Frauenbüro wurde deshalb eine eigene Haltung zu dem Begriff entwickelt: Die Frauenbeauftragten der ASH sehen ihre Verantwortung sowohl gegenüber allen Menschen, die sich als Frauen verstehen und aufgrund dessen diskriminiert werden, als auch gegenüber denjenigen, die ebenfalls von Sexismus betroffen sind, sich aber nicht (nur) als Frauen definieren.

NEUE REIHE GENDER2GO

Seit dem Sommersemester 2015 bietet das Frauenbüro eine neue Veranstaltungsreihe an: »Gender2Go.« Die Reihe bietet Basiswissen zu Gender-Themen in einem neuen Format, denn »Gender2Go« kann in der Mittagspause genossen werden. Mittagessen kann und darf mitgenommen und vor Ort gegessen werden. Die Vorträge sind für alle offen und kostenfrei. Wer drei von vier Veranstaltungen im Semester besucht, erhält das Zertifikat »Basiswissen Gender«. Die im vergangenen Sommersemester behandelten Themen waren Gender, Queer, Trans* sowie Intersektionalität und Diversity. Im Wintersemester 2015/16 folgen Veranstaltungen zu den Themen Sexismus, Feminismus, Antifeminismus und Empowerment. Im Sommersemester wurden die Veranstaltungen durchschnittlich von 20 Personen besucht – ein voller Erfolg!

ALLGEMEINE GLEICHSTELLUNGSSTANDARDS

»DIE BERLINER HOCHSCHULEN KOMMEN ÜBEREIN, DASS ES HEUTE ZU DEN GRUNDLAGEN DER QUALITÄTSVOLLEN ERFÜLLUNG DER AUFGABEN DER HOCHSCHULEN GEHÖRT,

1. DURCHGÄNGIG,
2. TRANSPARENT,
3. CHANCENGLEICH UND LEISTUNGSGERECHT,
4. KOMPETENT

FÜR GLEICHSTELLUNG SORGE ZU TRAGEN.«

Dies sind die neuen Allgemeinen Gleichstellungsstandards an Berliner Hochschulen, die die Landeskongress der Frauenbeauftragten, die Landeskongress der Rektoren und Präsidenten, die Arbeitsgemeinschaft der Frauen- und Geschlechterforschungseinrichtungen an den Berliner Hochschulen, die Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Wissenschaft und die Senatsverwaltung für Arbeit, Integration und Frauen im Rahmen des Berliner Dialogs erarbeitet haben. Was genau sich hinter diesen Begriffen verbirgt, wird in der gleichnamigen Broschüre erläutert. Die Gleichstellungsziele sollen in die Planungs- und Steuerungsprozesse auf allen Ebenen der Hochschulen integriert werden. Bei der Integration vielfältiger Perspektiven in Forschung und Lehre sowie die Realisierung gleichstellungspolitischer Ziele an den Hochschulen sollen einschlägige Erkenntnisse der Geschlechterforschung einbezogen werden. Mit den Allgemeinen Gleichstellungsstandards wird erstmal ein Niveau der Gleichstellungsarbeit an Hochschulen bestimmt, hinter das zukünftig nicht zurückgefallen werden darf.

ONE SOLUTION – CARE REVOLUTION?

1. DIE KRISE DER SOZIALEN REPRODUKTION ALS EINE KRISE DER LEBENSBEDINGUNGEN

»Die Krise«: Vor nicht allzu langer Zeit war sie noch das Schlagwort der Stunde, das am hitzigsten diskutiert wurde. In diese Debatten ist mittlerweile Ruhe eingeleitet – ist sie denn jetzt überwunden? Darüber gehen die Meinungen auseinander. Denn während »die Krise« in der öffentlichen Wahrnehmung v. a. die Krise des Finanzsektors, der Banken und bankrotten Staaten bezeichnet, machen Feminist_innen (z. B. im 2014 gegründeten »Netzwerk Care Revolution«¹) auf eine andere Krise aufmerksam, die nach einem viel tief greifenderen Rettungspaket verlangt: die Krise der sozialen Reproduktion. »Soziale Reproduktion«: Dieser Begriff, der in (kritischer) Auseinandersetzung mit marxistischen Ansätzen entstand, umfasst alle diejenigen Strukturen und Bedingungen, die zum Erhalt des menschlichen Lebens notwendig sind, d. h. sowohl Care-Arbeit als die Sorge um Menschen, als auch Formen der Selbst-Sorge (trouble everyday collective, 2014, S. 9). Die eigene Reproduktion immer wieder aufs Neue sichern zu müssen, ist eine Notwendigkeit für die Einzelnen; die Bedingungen, unter denen sie dies tun, variieren allerdings in Abhängigkeit von ihrer jeweiligen gesellschaftlichen Position (z. B. in Bezug darauf, welchen Zugang sie zu Erwerbsarbeit haben, ob sie überhaupt einer solchen nachgehen müssen etc.). Die Krise der sozialen Reproduktion zeigt sich darin, dass der Druck auf die Einzelnen vielfach zugenommen hat: Unter den Vorzeichen von »Flexibilisierung«, individueller »Eigenverantwortung« und der damit einhergehenden Prekarisierung von Existenzen wird die Organisation des alltäglichen Lebens zu ei-

ner immer komplexeren Aufgabe. Die Kürzung von finanziellen Mitteln im Care-Bereich trägt ihren Teil dazu bei, denn dadurch werden Aufgaben wie Kinderbetreuung, Alten- und Krankenpflege sukzessive in die private Verantwortung zurückverlagert. Die sozialen Kosten dieser Entwicklung tragen zu einem großen Teil Frauen² als diejenigen, denen nach wie vor die Hauptverantwortung für Care- und Reproduktionsarbeit zugewiesen wird. Sie sind oftmals diejenigen, die Sparmaßnahmen in der alltäglichen Lebensplanung zu Hause umsetzen und auffangen müssen, oder die als Care-Arbeiterinnen* mit dem Personalabbau in Pflegeeinrichtungen und Krankenhäusern umzugehen haben (Winker, 2012, S. 11).

2. WHO CARES?

Der Begriff der »Krise der sozialen Reproduktion« ermöglicht es, einen queer-feministischen, materialistischen Blick auf die Krise zu werfen. Er nimmt Bezug auf die Sphärentrennung zwischen »Produktion« und »Reproduktion«, die Marx durch die analytische Unterscheidung zwischen »produktiver« (Lohn-)Arbeit und »unproduktiver« (Haus- und Sorge-)Arbeit einführte. Marxistische Feminist_innen weisen auf die Verknüpfung dieser Trennung mit dem binären, hierarchisierten Geschlechterverhältnis hin: Historisch hat sich eine vergeschlechtliche Aufgabenteilung durchgesetzt, nach der Frauen* für die Reproduktionsarbeit zuständig sind, die sie unbezahlt oder schlecht bezahlt verrichten und die gesellschaftlich abgewertet wird, während Männer* im Produktionsbereich arbeiten und damit nicht nur den »Familienlohn« verdienen, sondern auch gesellschaftliche Anerkennung (Bock & Duden, 1977). Die Etablierung von zweigeschlechtlich strukturierten und schein-

bar komplementären »Geschlechtscharakteren« (Hausen, 1976) kann ebenfalls in diesem Zusammenhang gesehen werden, da diejenigen Eigenschaften, von denen Frauen* zugeschrieben wird, dass sie sie »natürlicherweise« besitzen, auch diejenigen sind, die für die Ausübung von Reproduktionsarbeit wichtig sein können, wie z. B. Empathiefähigkeit und Fürsorglichkeit bei der Betreuung von Kindern.

An dieser grundlegenden Verteilung von (Arbeits-)Verantwortlichkeiten hat sich auch mit der gestiegenen Erwerbstätigkeit von Frauen* kaum etwas geändert. Der Mangel an Reproduktionsarbeit, der durch die Erwerbstätigkeit von Frauen* entstanden ist, wird entweder von den Frauen* selbst als »Doppelbelastung« oder von migrantischen Frauen* in oftmals informellen, prekarierten Arbeitsverhältnissen aufgefangen. Dadurch bleibt die Festschreibung von Care-Arbeit als weibliche Tätigkeit bestehen, und wenn eine Umverteilung von Reproduktionsarbeit stattfindet, dann vorrangig innerhalb des gleichen Geschlechts, nicht zwischen den Geschlechtern oder gar gesamtgesellschaftlich. Dies hat aufgrund von restriktiven Migrations- und Grenzregimes auch neue globale Ungleichheiten zur Folge (Wichterich, 2011, S. 134f.).

Queer-feministische Analysen der Sorge-Ökonomie kommen daher ohne eine kapitalismuskritische Perspektive nicht aus, wollen sie die strukturellen Bedingungen der kritisierten Zustände in den Blick nehmen. So wird sichtbar, dass es sich nicht (nur) um aktuelle Krisen-Erscheinungen handelt, sondern um eine Permanenz von Krise. Unter kapitalistischen Bedingungen stehen menschliche Bedürfnisse strukturell im Widerspruch zu den Erfordernissen einer auf Profit ausgerichteten Produktionsweise. Dies zeigt sich im Bereich der Care-Ökonomie u. a. daran, dass Sorge-Arbeit nur bis zu einer gewissen Grenze rationalisiert und den Logiken der Gewinnmaximierung unterworfen werden kann, was Gabriele Winker (2011) als das »Problem divergierender Produktivitäten« bezeichnet (S. 337). Zwar ist es möglich und auch gängige Praxis, die Pflege von Menschen möglichst kostengünstig und effizient zu gestalten, indem an Personal und Zuwendung gespart wird. Ohne signifikante Einbußen in der Qualität der Sorge bis zu dem Punkt, an dem Fragen der Würde aufgeworfen werden, ist das im Unterschied zu Rationalisierungen im Produktionsbereich allerdings nicht möglich. In diesem Sinne ist Care-Arbeit unter kapitalistischen Bedingungen »widerspenstig«, und dies eben nicht (nur) als Resultat fehlgeleiteter Politik.



¹ <http://care-revolution.site36.net/>Vgl. die Homepage des Netzwerks unter .

² Ich benutze das Gender-Sternchen (*) hinter »Frauen« und »Männer«, um anzuzeigen, dass es sich dabei um soziale Konstruktionen, und nicht etwa um biologische Tatsachen handelt. Kritische Pädagogik stehen für ein Forschungsfeld, in dem Theorien, z. B. Bildungstheorie, entwickelt, angewandt, hinterfragt und/oder überprüft werden. Vergleichbar verhält es sich mit den Begriffen Queer Studies und Queer Theory: Queer Studies steht für die Forschungsrichtung, in der transdisziplinär ausgerichtete queere Theorien in unterschiedlichen Wissenschaftsfeldern entwickelt und/oder angewandt werden.

3. POLITIK VOM STANDPUNKT DER REPRODUKTION

Doch was bedeutet diese Analyse für die politische Praxis? Sie verschiebt zunächst die Perspektive: Die Bedürfnisse oder »Lebensinteressen« (Winker, 2012, S.12) von Menschen stehen im Mittelpunkt aller Überlegungen. Was banal klingt, hat weitreichende Konsequenzen: Aus dieser Perspektive werden alle Verhältnisse politisiert, die Menschen den Zugang zum »schönen Leben« verwehren, wie normierte Zweigeschlechtlichkeit, Rassismus, Ableismus usw. Darüber hinaus gilt es, die Geschichte der Feminismen kritisch zu überdenken: So wird ersichtlich, dass die – im historischen Kontext unbestritten wichtige – Forderung nach einem selbstbestimmten Leben für Frauen* durch ökonomische Autonomie einer neoliberalen Umstrukturierung der Gesellschaft in die Hände gespielt hat, die die Einzelnen für ihre individuelle Existenzsicherung ohnehin auf sich selbst zurückwirft. Nun ist es an der Zeit, kollektive Lösungen zu finden, die der Individualisierung entgegenwirken und wirkliche Selbstbestimmung ermöglichen. Denn nur wenn solidarische und kollektive Strukturen den Einzelnen in Bezug auf soziale Risiken und die alltägliche Reproduktion »den Rücken freihalten«, sind selbstbestimmte Entscheidungen überhaupt erst möglich und umsetzbar. Das bedeutet natürlich auch, dass Sorge-Ökonomie vollkommen neu organisiert werden muss.

Ein interessanter Ansatz dazu ist die »Vier-in-einem-Perspektive«, die u.a. von Dr.in Frigga Haug entwickelt wurde. Demnach gestalten Menschen die Gesellschaft in vier Bereichen: Erwerbsarbeit, Reproduktionsarbeit, Muße/Kreativität und in politischem Engagement. Herrschaft äußert sich darin, dass diese Bereiche nicht allen Menschen gleichermaßen offen stehen. Es gibt also ein Problem mit der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, aber auch mit dem herrschenden Zeitregime: Wann hat wer wie viel Zeit, sich diesen oder jenen Aufgaben zu widmen? Wer beteiligt sich an bestimmten Arbeiten gar nicht? Zeitregime und Arbeitsteilung sind daher die zentralen Punkte, an denen Veränderung ansetzen muss. Angenommen, eine Person habe einen »Arbeitstag« von 16 Stunden, dann, so lautet die Forderung, müssten die vier Bereiche gleich darauf verteilt sein; für jeden Bereich jeweils vier Stunden (Haug, 2009, S.20ff.). Dies bedeutet eine Ausdifferenzierung des Begriffs der »Arbeit«: Alle gesellschaftlich notwendige Arbeit wird als Arbeit und damit als im gleichen Maße wichtig erachtet; nicht-entlohnte Arbeit wird nicht länger der Erwerbsarbeit nachgestellt. In der Frage danach, was die Gesellschaft leisten kann bzw. muss, greift Frigga Haug eine Forderung Rosa Luxemburgs auf: Demnach habe die Gesellschaft die Aufgabe, die »sozialen Garantien des Lebens« für alle zu sichern. Eine Umverteilung von Zeit vergrößere den Freiheitsraum von Individuen und ermächtigt sie, Gesellschaft in diesem Sinne zu gestalten: Sie ist eine Bedingung für das »gute Leben« (ebd., S.123f.).



4. DIE VIER-IN-EINEM-PERSPEKTIVE ALS UTOPIE?

Die Vier-in-einem-Perspektive formuliert ein »Fernziel«: Ihrer Umsetzung stehen unter den jetzigen gesellschaftlichen Bedingungen strukturelle Hindernisse im Weg (ebd., S.123). Doch ist sie deshalb eine Utopie? Als politisches Programm kann sie Wege aufzeigen. So verbindet sie Kämpfe, die üblicherweise getrennt voneinander geführt werden, wie z. B. feministische und arbeitspolitische Kämpfe, deren Ziele (wie etwa das Ende von sexistischer Diskriminierung oder ökonomischer Ausbeutung) ebenso (und ebenso schmerzlicher Weise) Fernziele sind, die einen langen Atem erfordern. In dem Versuch, verschiedene politische Ziele »arbeitsteilig« in unterschiedlichen sozialen Bewegungen zu verfolgen, sieht Frigga Haug allerdings einen Grund für deren zwangsläufiges Scheitern: Sie marginalisieren sich gegenseitig (Haug, 2009, S.23). Die Perspektivverschiebung, die die Vier-in-einem-Perspektive vornimmt, muss in der politischen Praxis daher stets mitgedacht werden, um neue Sichtweisen zu eröffnen. Dies nicht zuletzt auf der Ebene der »Bewusstwerdung«: »Der Anspruch nach einem Leben in dieser vierfältigen Perspektive wächst ebenso wie die Empörung gegen die Vorenthaltung« (Haug, 2011, S.126). Für die Frage der Neugestaltung der Sorge-Ökonomie lässt sich folgender Schluss ziehen: Die Krise der sozialen Reproduktion ist eine Krise, deren »Lösung« tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen erfordert. Queer-feministische Kritik, Analysen und Kämpfe im Bereich der Sorge-Ökonomie sind daher keineswegs partikular: Sie nehmen die Gesellschaft als Ganzes in den Blick.



Literatur

Tina Reis
studiert im BA Europäische Ethnologie und
Sozialwissenschaften an der HU Berlin.

BOCK, G.; DUDEN, B. (1977): Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In Gruppe Berliner Dozentinnen (Hrsg.): Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976 (S.1182199). Berlin: Courage Verlag.

HAUG, F. (2009): Die Vier-in-einem-Perspektive. Politik von Frauen für eine neue Linke. 2. Auflage. Hamburg: Argument Verlag.

Haug, F. (2011): Vier-in-einem-Perspektive – Kompass für die politische Praxis. Gespräch mit Frigga Haug. LuXemburg, 2011(2), 122–127.

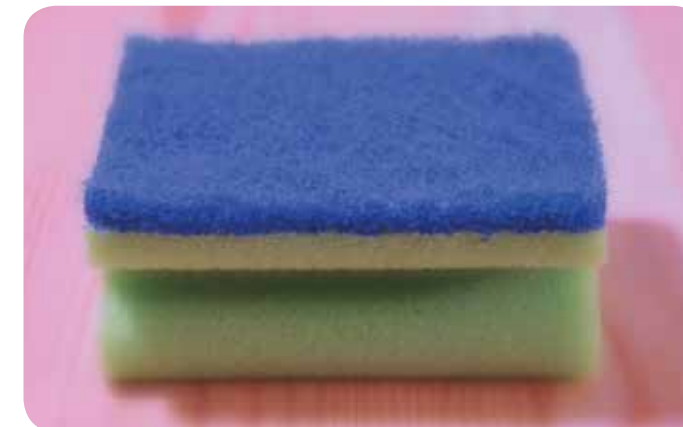
HAUSEN, K. (1976): Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere«. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In W. Conze (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen (S.363–393). Stuttgart: Klett-Cotta.

TROUBLE EVERYDAY COLLECTIVE (2014): Die Krise der sozialen Reproduktion. Kritik, Perspektiven, Strategien und Utopien. Münster: Unrast-Verlag.

WICHTERICH, C. (2011): Krise der Ernährermännlichkeit und neoliberale Gleichstellung durch die Krise. In A. Demirovic, J. Dück, F. Becker & P. Bader (Hrsg.): Vielfachkrise im finanzmarktdominierten Kapitalismus (S.129–145). Hamburg: VSA Verlag.

WINKER, G. (2011): Soziale Reproduktion in der Krise – Care Revolution als Perspektive. Das Argument, 53(3), 333–344.

WINKER, G. (2012): Erschöpfung des Sozialen. Luxemburg 14(4), 6–13.



CARE-ÖKONOMIE ALS GESCHLECHTERGERECHTE WIRTSCHAFTSWEISE?

Zum Modebegriff wurde *Care-Arbeit*, die fälschlicherweise oft mit den Reproduktionsarbeiten gleichgesetzt wird, sich jedoch auf alle bezahlt und unbezahlt geleisteten Tätigkeiten, bei denen Menschen (für sich selbst und) für andere Menschen sorgen oder für die alltägliche Versorgung anderer Menschen zuständig sind, bezieht. »All diese Arbeiten und die Art und Weise, wie sie getan werden, machen einen wesentlichen Teil des Lebensstandards einer Gesellschaft aus«, so die Schweizer Feministin Mascha Madörin (2001, 41). Die Arbeitsabläufe in der Care-Ökonomie sind nach Madörin weit weniger planbar als im übrigen Produktionsbereich (2012, 11). Sie kritisiert, dass aufgrund der Borniertheit der Wirtschaftstheorien das ökonomische Merkmal »care«, in Statistiken nicht berücksichtigt wird; deshalb könne auch der Zeitanteil, der auf solche Tätigkeiten entfällt, nur geschätzt werden. Madörin schätzt, dass in der Schweiz vier Fünftel der gesamten Arbeitsstunden von Frauen auf Care-Arbeiten entfallen, bei den Männern sind es zwei Fünftel. Etwa ein Zehntel der Erwerbsarbeitsstellen der Männer gehören nach ihrer Analyse zur Care-Ökonomie, bei den Frauen etwa ein Drittel. Das unbezahlte Volumen schätzt sie für die Schweiz siebenmal größer ein, als das bezahlte.

Es kann davon ausgegangen werden, dass das in der BRD und in vielen europäischen Ländern nicht anders ist. In den aktuellen Krisengebieten ist das Ausmaß der Care-Arbeiten sicher noch größer.

In diesem Artikel werde ich erläutern, dass die Care-Debatte nicht neu ist, der Begriff noch unklar ist und sich die aktuelle Debatte meist auf die unentlohnte Arbeit bezieht. Anschließend werfe ich einen Blick auf die unbezahlt und bezahlt geleisteten Hausarbeiten in der BRD. Abschließen werde ich mit einem kurzen Fazit.

CARE-ARBEIT IST DIE KEHRSEITE DER PRODUKTIONSARBEIT

Ohne Care-Arbeit würde das gesamte System der gesellschaftlichen Arbeit zusammenbrechen. Care-Arbeit findet nicht, wie oft behauptet, »außerhalb« der kapitalistischen Produktionsweise statt, sie ist auch keine »andere Ökonomie«, die nach anderen Gesetzen und Handlungsrationaltäten funktioniert (Chorus 2013). Die bestehenden Geschlechterverhältnisse sind so strukturiert, dass einerseits die in der Familie sowie sozialen Organisationen geleistete unbezahlte Care-Arbeit (meist Frauenarbeit) Marktaktivitäten (meist Männerarbeit) überhaupt erst möglich macht. Andererseits sind die bezahlt geleisteten Marktaktivitäten Voraussetzung für die angebliche Unbezahlbarkeit der Haus-, Sorge- und Fürsorgearbeiten.

DIE DISKUSSION IST NICHT NEU

Vonseiten der soziologischen Frauenforschung wurde schon lange kritisiert, dass den sog. »Reproduktionsarbeiten« zu wenig Bedeutung beigemessen wird. Mit dem Slogan »das Private ist politisch« verlangten die Frauenbewegungen der 1970er-Jahre eine radikale Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse und der Position der Frauen in dieser Gesellschaft. Dazu gehörte auch die Aufhebung der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung. Es gab es eine Menge Versuche, die »abgespaltenen Tätigkeiten« (Scholz 2000, 18), die sich angeblich betriebswirtschaftlicher Rationalität widersetzen, theoretisch zu erklären und Strategien zur Lösung der mit der Trennung zwischen »privat« und »öffentlich« verbundenen geschlechts- und schichtspezifischen Arbeitsteilung und damit einhergehender Diskriminierungen zu entwickeln: Von der Forderung nach »Lohn für Hausarbeit« (Dalla Costa/James, 1973) bis zur Vergesellschaftung dieser Arbeitsform, für die Konzepte allerdings nicht zur Verfügung standen (vgl. Notz 2006, S. 46).

DER »NEUE« CARE-BEGRIFF IST VIELDEUTIG UND UNKONKRET

Seit einiger Zeit erlebt die Debatte unter dem Begriff »Care-Ökonomie« eine Renaissance. Die Verwendung des Begriffs ist vieldeutig. Unter Care-Ökonomie wird mehr als »Reproduktionsarbeit« verstanden; es werden sowohl Lohnarbeit als auch selbstständige Arbeit dazu gezählt, so wie »ehrenamtliche« Gratisarbeit (vgl. Notz 2013, S. 109). Für das unbezahlte Arbeitsvolumen wird mit dem Ruf nach Familien- und Gemein Sinn geworben, das bezahlte fällt mehr und mehr dem Sozialabbau zum Opfer oder wird zur prekären Beschäftigung. Die unbezahlten Care-Arbeiten nehmen in dem Maße zu, wie sie im bezahlten Bereich abgebaut werden (vgl. Notz 2012, S. 57ff.). Die »ehrenamtliche« Gratisarbeit wird von den meisten Autorinnen vernachlässigt, auch grenzen etliche die bezahlte Arbeit oder die Sorge für sich selbst aus (Weeks 2011, S. 13ff.) Die Frage, ob Prostitution (Sexarbeit) zur Care-Arbeit gehört, ist auch innerhalb der Frauenbewegungen heiß umstritten. Care-Arbeit als Assistenz für Behinderte ist noch immer unterbeleuchtet. Nach meiner Meinung gehören auch Protest und Widerstand gegen krankmachende Arbeits- und Lebensbedingungen und gegen den Krieg zur Care-Arbeit. Die Unklarheiten machen den Umgang mit dem Begriff schwierig.

EIN BLICK AUF DIE GESAMTE ÖKONOMIE WIRD NOTWENDIG

Einige feministische Ökonominnen fantasieren eine vom Wachstumszwang und der Profitorientierung, dem die Erwerbsarbeit unterliegt, befreite Wirtschaftsweise (Biesecker/Winterfeldt, 1998). Sie verweisen darauf, dass die Marktökonomie von der Care-Ökonomie getragen wird, vergessen aber, dass das auch umgekehrt der Fall ist. Sie entwarfen das Konzept »Vorsorgendes Arbeiten«, das eine neue »Natur der Arbeit« aufweist, die geprägt ist von einem bewussten Bezug auf die bisher ausgegrenzte Care-Arbeit, die sie damit weiterhin abspalten von der Erwerbsarbeit und im unbezahlten Bereich belassen. Wovon die von der Erwerbsarbeit Befreiten leben sollen, bleibt – wie bei vielen ähnlichen Konzepten im Dunkeln.

Wesentliche wirtschaftliche Zusammenhänge können nicht verstanden werden, wenn der Blick nicht auf die gesamte Ökonomie gerichtet wird. Schließlich bezieht sich Care-Ökonomie auf das ganze Spektrum der Sorge- und Pflegearbeit, unabhängig von der Entlohnung. Deshalb müssen auch die verschiedenen Arbeitsorte in den Blick genommen werden: Neben Industriebetrieben, kleinen und mittleren (Dienstleistungs-) Unternehmen sind das Wohlfahrtsorganisationen, Vereine und

Verbände, die bürgerschaftliches Engagement organisieren, Projekte der sozialen Bewegungen und freilich auch Familien oder andere Wohn- und Lebensgemeinschaften, in denen Haus- und Sorgearbeit organisiert wird. Ein anderer Arbeitsbegriff erfordert einen neuen Begriff von Wirtschaft, der alle ökonomischen Bereiche beinhaltet, der Erwerbs-, Gemeinwesen-, Versorgungs-, Subsistenz- und Haushaltsökonomie einschließt und gleichgewichtig betrachtet, also nicht einfach Care zur bestehenden Ökonomie addiert.

Erst dann kann die Trennung zwischen ökonomischen und (scheinbar) außerökonomischen Bereichen infrage gestellt und ggf. überwunden werden. Angesichts dessen, dass Sorgearbeit im Kapitalismus ein Bereich ist, der rassifiziert, vergeschlechtlicht, von heteronormativen Geschlechterverhältnissen und von gesellschaftlichen und intimen Machtverhältnissen geprägt ist, stellen sich viele Fragen:

Wer leistet unter welchen Bedingungen Care-Arbeit und wer nicht (Caregiver); wer empfängt die Arbeit oder muss sie empfangen? An welchen Orten, unter welchen Bedingungen werden die Arbeiten zur Verfügung gestellt (Carereceiver). In welchem sozialen, gesellschaftlichen wie auch persönlichen Verhältnis stehen Caregiver und Carereceiver zueinander? Welche Zwänge und Kontrollen sind mit der Ausübung von Care-Arbeit verbunden, welche mit der Inanspruchnahme und »Erduldung« von Leistungen. Und welche Vor- und Nachteile ergeben sich für die unterschiedlichen AkteurInnen und Interessengruppen aus den je verschiedenen Arten der gesellschaftlichen Organisation von Sorgearbeit? Wer profitiert wovon, wer bezahlt dafür und welche Situationen werden ausgebeutet? (vgl. Gaske, 1914).

Notwendig wird auch die Problematisierung der Begriffe »Abhängigkeit« und »Autonomie«, denen Konzepte von gesellschaftlichem Aufeinander-angewiesen-Sein und symbolischer wie ökonomischer Wertschätzung entgegengesetzt werden können.

BEISPIEL:

CARE-ARBEIT IM »PRIVATEN« HAUSHALT

Die Konzentration der »neuen« Care-Debatte auf die Arbeit, die außerhalb der organisierten Lohnarbeit geleistet wird (z. B. BMFSFJ 2006, S. 170) kommt nicht von ungefähr. Die Absicht, der Wiederherstellung der bürgerlichen Kleinfamilie mit Hauptnährer und Hausfrau, zumindest für einen Zeitraum des Lebens, ist bei einigen Konzepten ebenso wenig zu übersehen wie bevölkerungspolitische Aspekte. In diese Richtung gehen Konzepte zum »Erziehungsgehalt«, zum »Familiengehalt« oder »Betreuungsgeld«, partiell auch solche zum »bedingungs-

losen Grundeinkommen«. Dafür setzt sich z. B. der Verband für Familienarbeit ein, der Teil des Bündnisses »Rettet die Familie« ist.¹

Solche Konzepte modernisieren den »Ernährerlohn«, der nur für die oberen Gehaltsklassen je funktioniert hat, mit einem bisschen Taschengeld. Die bürgerliche Kleinfamilie mit Vater, Mutter und (leiblichen) Kindern, auf die sich die Konzepte beziehen, ist heute nicht mehr die vorherrschende Lebensform. Der »Ernährerlohn« wird zu Recht kritisiert (Dingeldey/Gottschall, 2013). Die Frage, ob die Organisation der Care-Arbeiten in der Kleinfamilie überhaupt sinnvoll ist, wie sie von SozialistInnen um die Jahrhundertwende gestellt wurde, wird nicht mehr problematisiert (vgl. Bebel 1879; Braun 1901).

Im privaten Haushalt sind die Caregiver meist Frauen, die Carereceiver Kinder, Männer (auch nicht pflegebedürftige) und alte Menschen sowie Behinderte und Menschen, die sich (vorübergehend) nicht selbst helfen können. Im siebten Familienbericht (BMFSFJ 2006, S. 170) wird davon ausgegangen, dass Frauen trotz zunehmender Erwerbstätigkeit weder vom Staat noch von den Männern von der enormen Gratisarbeit entlastet werden. Das bestätigt auch der 1. Gleichstellungsbericht der Bundesregierung (BMFSFJ 2000).

Dort wo Frauen Haus- und Sorgearbeit verweigern, finden sich äußerst schlecht bezahlte Arbeitskräfte in den privaten Haushalten. Oft handelt es sich um Dienstbotinnen, die illegalisiert leben oder/und aus den armen Ländern der Welt kommen und deren Arbeitsbedingungen, arbeitsrechtliche Grundlagen und Entlohnung nicht oder schlecht geregelt sind. Das ist eine schlechte Lösung des Problems, denn so bleiben auch diese Arbeiten weiter privat. Care-Arbeit wird kommerzialisiert und verwandelt sich zu einer äußerst schlecht bezahlten Ware, die man auf dem Dienstleistungsmarkt »einkaufen« kann. Das führt nicht nur zur Beibehaltung der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung im Privathaushalt, sondern auch zu neuen Unterschichtungen (auch) unter Frauen. Was Lily Braun bereits um die Jahrhundertwende schrieb, gilt auch heute noch: »Der Arbeiter verkauft einen, wenn auch den allergrößten Teil seiner Arbeitskraft, der Dienstbote verkauft seine Person« (Braun 1979, S. 46). Und heute gibt es noch nicht einmal Dienstmädchenvereine, die – wie im Zusammenhang mit der »alten« Frauenbewegung – für mehr Rechte dieser extrem ausgebeuteten Frauen kämpfen. Zudem erzeugt der Einsatz der Frauen in den Herkunftsländern Probleme: Auch dort fehlen, zumindest langfristig Pflegekräfte. Die Frage, ob unter emanzipatorischen Gesichtspunkten eine Ausweitung des Beschäftigungsfelds von DienstbotInnen überhaupt wünschenswert ist, wird nicht kritisch diskutiert, im Gegenteil: Die Rückkehr der Dienstbotengesellschaft wird als Innovation gefeiert.

Wenn die Rollenaufteilung zwischen Haupternährer und Hausfrau bzw. Zuverdienerin in kleinfamilialen Lebensformen nicht bzw. nur auf Kosten anderer Frauen aufzuweichen ist, dann wird es notwendig, die Kritik an dieser Lebensform, wie sie Anfang der 1970er-Jahre (in der BRD) geführt wurde, ebenso wieder aufzunehmen, wie die Kritik an der kapitalistischen Arbeitsorganisation und am Arbeitsbegriff (vgl. Notz, 2005). Für Haushalte mit niedrigen Einkommen ist das Modell ohnehin nicht möglich. Dort wird das Problem mit teilzeitarbeitenden oder geringfügig beschäftigten (Ehe)Frauen auf Kosten deren Existenzsicherung »geregelt«.

FAZIT:

Care-Arbeit wird in der Zukunft noch weiter zunehmen. Gründe dafür sind nicht nur der demografische Wandel und die »zunehmende Erwerbsbeteiligung« der Frauen, die dazu führen, dass nicht mehr einfach unentgeltlich auf die früher dafür zuständigen Hausfrauen zurückgegriffen werden kann. Auch die Zahl derjenigen, die der Hilfe bedürfen, wird angesichts der aktuellen globalen Krisen zunehmen. Welche Schlüsse daraus zu ziehen sind, wird in der Zukunft weiter zu diskutieren sein. Schließlich geht es um die Teilhabe von Männern und Frauen am ganzen Leben (Vgl. auch Notz, 2011).

Dr. Gisela Notz
lebt und arbeitet freiberuflich zu Frauen- und Geschlechterfragen und zur Geschichte der Frauenbewegungen in Berlin.

¹familienarbeit-heute.de/?cat=35&paged=2 (Zugriff: 15.4.2015).

Literatur

BEBEL, A. (1879): Die Frau und der Sozialismus. Neuauflage 1980, Bonn : Dietz-Verlag.

BIESECKER, A./ VON WINTERFELD, U. (1998): Vergessene Arbeitswirklichkeiten. In: Bierter, W./ von Winterfeld, U. (Hrsg.): Zukunft der Arbeit - welche Arbeit? Berlin/Basel/ Boston: Springer AG, S. 32–51.

BRAUN, L. (1901): Die Frauenfrage. Neuauflage 1979, Bonn : Dietz-Verlag.

BRAUN, L. (1979): Die weiblichen Dienstboten. In: Brinker-Gabler, G.: Frauenarbeit und Beruf. Frankfurt/Main : Fischer Taschenbuch Verlag, S. 41–51.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.)(2006): Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Siebter Familienbericht, DS 16/1360 vom 26.4.2006. Berlin.

BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (2011): Neue Wege – Gleiche Chancen. Gleichstellung von Frauen und Männern im Lebensverlauf. Erster Gleichstellungsbericht. Berlin.

Chorus, S. (2013): Care-Ökonomie im Postfordismus, Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.

DALLA COSTA, M./ JAMES, S. (1973): Die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft, Berlin: Merve-Verlag.

DINGELDEY, I./ GOTTSCHALL, K. (HRSG.) (2013): Vom Ernährerlohn zum Familieneinkommen? In: WSI-Mitteilungen 66(3), 160–160.

Gaske, P. (2014): Putzen, kochen, Kinder kriegen. In: analyse + kritik, Nr. 591 vom 18.2.2014.

MADÖRIN, M. (2001): Care-Ökonomie – ein blinder Fleck in der Wirtschaftstheorie. In: Widerspruch, H. 40, S. 41–45.

MADÖRIN, M. (2012): Wir können zwar immer schneller Autos produzieren, aber nicht schneller Alte pflegen oder Kinder erziehen. In: FrauenRat, H. 2, S. 11–14.

NOTZ, G. (2005): Arbeit – mehr als eine Beschäftigung, die Geld einbringt. Berlin : ver.di.

NOTZ, G. (2006): Warum flog die Tomate? Die autonomen Frauenbewegungen der Siebzigerjahre. Neu Ulm: AG SPAK Bücher.

NOTZ, G. (2011): Theorien alternativen Wirtschaftens. Fenster in eine andere Welt. Stuttgart : Schmetterling Verlag.

NOTZ, G. (2012): »Freiwilligendienst« für alle. Von der ehrenamtlichen Tätigkeit zur Prekarisierung der »freiwilligen« Arbeit. Neu-Ulm: AG SPAK Bücher.

NOTZ, G. (2013): Gesellschaftliches Potenzial der Haus und Betreuungsarbeit. Umverteilung statt Abwälzung auf Freiwillige und Dienstbotinnen. In: Widerspruch, H. 62, S. 105–119.

SCHOLZ, R. (2000): Das Geschlecht des Kapitalismus. Feministische Theorie und die postmoderne Metamorphose des Patriarchats. Bad Honnef: Horlemann Verlag.

WEEKS, K. (2011): Affektive Arbeit, feministische Kritik und postfordistische Politik. In: Grundrisse 38, vom 29. 3. 2011, Wien, S. 13–27.



GESCHLECHTER- VERHÄLTNISSE IN BEWEGUNG

Auswirkungen der Beschäftigung von Personenbetreuerinnen aus der Slowakei in der 24-Stunden-Betreuung in Österreich auf die geschlechterspezifische Arbeitsteilung im Herkunftskontext.

Das Thema der Betreuung älterer Menschen gewinnt aufgrund von demografischen Entwicklungen an Relevanz. Eine Möglichkeit, auf den steigenden Bedarf zu antworten, ist die 24-Stunden-Betreuung im Privathaushalt. Seit den 1990er-Jahren wird in Österreich vermehrt hierauf zurückgegriffen. Da die Arbeit in diesem Bereich für eine Mehrheit der Beschäftigten mit einer regelmäßigen Abwesenheit von ihren Herkunftskontexten einhergeht, ist davon auszugehen, dass dort Veränderungen bemerkbar sind. In meiner Diplomarbeit habe ich untersucht, wie sich die Lebenswelten von in Österreich tätigen Arbeitskräften in der 24-Stunden-Betreuung mit Herkunftsland Slowakei durch zirkuläre Arbeitsmigration, insbesondere in Bezug auf ihre soziale Einbettung, Fürsorge-Arrangements und die geschlechterspezifische Arbeitsteilung im Haushalt sowie im familiären Umfeld, verändern. Auf Basis von problemzentrierten Interviews mit Personenbetreuerinnen wurde eine Fallstudie durchgeführt. Ich präsentiere hier einige Ergebnisse, wobei der Fokus auf der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung liegt. Um Strukturen begreiflich zu machen, welche die Lebenswelten der Forschungsteilnehmerinnen maßgeblich prägen, werde ich zu Beginn einen Überblick zur Organisation der 24-Stunden-Betreuung in Österreich geben.

1. 24-STUNDEN-BETREUUNG IN ÖSTERREICH

Bis 2007 gab es in Österreich für Care-Migrant_innen aus den neuen EU-Ländern keine Möglichkeit, einer legalen Beschäftigung in der 24-Stunden-Betreuung. 2006 wurde dies im Zuge des Nationalratswahlkampfes erstmals in breiterem Rahmen öffentlich diskutiert (vgl. Bachinger, 2010, S. 200). Nachfolgend wurde ein Legalisierungsprozess eingeleitet (vgl. Kretschmann, 2010b, S. 200). 2007 wurde mit dem Hausbetreuungsgesetz eine Grundlage für die reguläre Beschäftigung in der 24-Stunden-Betreuung geschaffen. Nun existieren drei unterschiedliche Beschäftigungsmodelle: Betreuungskräfte können durch eine Privatperson angestellt werden, bei einer gemeinnützigen Trägerorganisation, oder selbstständig tätig sein (BMASK, 2014a, S. 8f.). Bisher hat sich fast ausschließlich die dritte Variante durchgesetzt. Im Österreichischen Pflegevorsorgebericht 2013 ist etwa angegeben, dass sich ca. 99% der Betreuungsbedürftigen für eine selbstständige Betreuungskraft entscheiden (BMASK, 2014b, S. 24). Für selbstständige Betreuungskräfte gelten allgemein keine Arbeitszeitbegrenzungen, für alle Beschäftigungsmodelle gilt allerdings, dass nach einer 14-tägigen-Arbeitsperiode eine ebenso lange Freizeitperiode gewährt werden muss (BMASK, 2014a, S. 12). Das am stärksten vertretene Herkunftsland unter den Betreuungskräften ist die Slowakei. Ein Großteil von ihnen pendelt in 14-tägigen Abständen zwischen Österreich und der Slowakei (Bahna, 2011, S. 2). Laut einem Evaluierungsbericht der sozial-ökonomischen Forschungsstelle (SFS) waren im Juni 2008 79,3% der selbstständig gemeldeten Personenbetreuer_innen¹ aus der Slowakei (siehe Prochazkova, Rupp & Schmid, 2008, S. 96f.). Diese Tatsache hängt mit dem europäischen Einkommensgefälle zusammen (vgl. Bachinger, 2009, S. 145). Für österreichische

¹ Ich verwende einen Gender_Gap um auf die Diversität möglicher Geschlechter hinzuweisen. Beispiel: Personenbetreuer_innen. Wenn spezifisch Gruppen von Menschen oder Individuen angesprochen werden, die sich selbst als männlich* oder weiblich* definieren, verzichte ich hierauf. Ich habe ausschließlich Interviews mit Personen, die sich als weiblich* identifizieren, herangezogen, weshalb ich im Titel die weibliche* Form Personenbetreuerinnen verwende. Ein Sternchen schreibe ich, wenn von allgemeinen Geschlechterkategorien wie Frau* oder Mann*, weiblich* oder männlich* Gebrauch gemacht wird. Damit möchte ich darauf hinzuweisen, dass diese das Ergebnis von Konstruktionsprozessen sind und keineswegs intrinsisch gegeben.

Verhältnisse sind die Löhne in der 24-Stunden-Betreuung sehr niedrig, für slowakische Verhältnisse allerdings relativ hoch. Bachinger gibt etwa an, dass Personenbetreuer_innen in der Regel einen Tageslohn zwischen 40 und 60 € erhalten (Bachinger, 2010, S. 400). Der Beruf *Personenbetreuer_in* kann von Menschen jeden Geschlechts ausgeführt werden, die meisten Betreuer_innen sind jedoch Frauen*. Laut Fachverband der gewerblichen Dienstleister lag der Frauen*anteil Ende Juni 2013 bei 95%². Dies entspricht der gängigen gesellschaftlichen Rollenzuschreibung, die vorsieht, dass fürsorgende Tätigkeiten in erster Linie von Frauen* durchgeführt werden.

2. VERÄNDERUNGEN DER GESCHLECHTERSPEZIFISCHEN ARBEITSTEILUNG

Wie verändert sich nun die geschlechterspezifische Arbeitsteilung im Haushalt sowie im familiären Umfeld im Herkunftskontext, wenn Frauen* regelmäßig nach Österreich pendeln um

als Betreuungskräfte zu arbeiten? Ein zentrales Ergebnis der Fallstudie ist, dass die meisten Forschungsteilnehmerinnen in Kooperation mit nahestehenden Personen Arrangements entwickelten, in denen es dazu kam, dass Männer* traditionell weibliche* Aufgaben übernahmen. Der Ehepartner einer Forschungsteilnehmerin wurde etwa, ausgelöst durch die Erkrankung seiner Mutter, zur »Betreuerin«. Der Ex-Ehepartner einer weiteren Forschungsteilnehmerin übernahm während ihrer Arbeitsaufenthalte in Österreich die Sorge für ihre damals jugendlichen gemeinsamen Söhne. Dies steht im Widerspruch zur Annahme, dass Care-Tätigkeiten von Care-Migrantinnen im Herkunftskontext in der Regel an weibliche* Personen weiterdelegiert werden, wie dies in der Literatur zu Care-Migration häufig beschrieben wird (z. B. Hochschild, 2000). Dennoch werden in den Darstellungen der Forschungsteilnehmerinnen stereotype Geschlechterzuschreibungen weitertradiert. Haushalte und Familien zeigen sich als Räume, in denen Geschlechterbeziehungen zwar neuverhandelt, aber auch reproduziert werden (vgl. Haidinger nach Agarwal, 2013, S. 28).

Frau R. gab beispielsweise an, ihr jüngerer Sohn, der mit ihr den Haushalt teilt, sei mittlerweile selbstständig, da er schnell habe erwachsen werden müssen. Sie pendelte bereits nach Öster-



² Telefonische Auskunft, 12.02.2014, Kerstin Pernecker, Referentin Wirtschaftskammer Österreich, gewerbliche Dienstleister, Fachverband.

reich, als ihre beiden Söhne noch im jugendlichen Alter waren und konnte daher nicht zu jeder Zeit Haushaltsarbeit und Kinderbetreuung übernehmen. Obwohl ihre beiden Söhne während Frau R.'s Abwesenheiten vom Vater versorgt wurden, dürfte für sie dennoch die Notwendigkeit bestanden haben, gewisse Fertigkeiten in der klassisch weiblich* konnotierten Haushaltsarbeit zu erlernen, wie folgendes Zitat zeigt: »Sie beide können kochen und alles machen [...] im Haushalt. [N]icht so wie ich, aber doch« (Interview am 31.08.2013). Frau S. wiederum führte im Interview wiederholt an, ihr Partner würde »fast« bzw. »wirklich alles« im Haushalt erledigen, aber »wie [ein] Mann«. Diese Formulierung dürfte für *weniger gründlich als eine Frau* es tun würde* stehen. Dies wird durch folgende Aussage verdeutlicht:

»ER KOCHT, ER PUTZT, ER STAUBSAUGT, FAST ALLES, ABER WIE MANN. WENN ICH KOMME, ICH SAGE, LIEBLING, SUPER, DANKE, ABER WENN ER GEHT [...], ICH PUTZE ALLES NOCH EINMAL.«

(Interview am 08.09.2013)



Hier muss darauf hingewiesen werden, dass Geschlechterrollenbilder in Körper eingeschrieben werden (vgl. Hewitson, 2003, S. 267). Es ist durchaus möglich, dass Herr S. tatsächlich, trotz seiner Bemühungen, aktuell nicht in der Lage dazu ist, Haushaltstätigkeiten mit derselben Gründlichkeit durchzuführen wie Frau S., weil ihm im Verlauf seiner Sozialisierung nicht im selben Maße die hierfür nötigen Fähigkeiten vermittelt wurden, was aber nichts über die grundsätzlichen Fähigkeiten von männlichen* Personen in der Haushaltsarbeit aussagen würde. Vielmehr wäre dies als Beispiel für die materielle Verdichtung sozialer Vorstellungen und Normen, also die »unmerkliche Einverleibung der Strukturen der Gesellschaftsordnung« (Bourdieu, 1997, S. 162) zu lesen. Abgesehen davon, dass Frau S. gewisse Verrichtungen, die ihr Partner im Haushalt vorgenommen hat, nachbessert, bereitet sie für diesen auch Mahlzeiten vor, auf die er während der Perioden ihrer Abwesenheit zugreifen kann. Sie organisiert also im Vorhinein dessen Versorgung. Wenn sie davon spricht, dass er »alles« im Haushalt mache, steht dies wohl für meiner Erfahrung nach verhältnismäßig viel für eine Person seines Geschlechts. Hewitson (2003) unterscheidet zwischen häuslicher Arbeit als Tätigkeit (»occupation«) oder als Serie einiger einzelner Aufgaben (»a series of tasks«). Während häusliche Arbeit für die meisten Frauen* erstere Form annehme, treffe für die meisten Männer* Zweiteres zu (Hewitson, 2003, S. 266, 279). D.h. auch wenn Frauen* Aufgaben an Männer* delegieren, verbleibt die Verantwortung für die Organisation sowie die Kontrolle über deren Verrichtung meistens bei jenen.

Aus dem, was von den Forschungsteilnehmerinnen zur geschlechterspezifischen Arbeitsteilung gesagt wurde, ergibt sich in der Zusammenschau insgesamt ein paradoxes Bild. Veränderungen verlaufen nicht in allen Teilbereichen gleichmäßig und die gelebte Praxis steht teilweise im Widerspruch zu Sozialisierungserfahrungen und tradierten Geschlechterrollenbildern. Folgendes Zitat von Lutz und Palenga-Möllnbeck, welches ich aus einer Fallstudie dieser Autorinnen zu den Care-Strategien polnischer und ukrainischer Pflegemigrantinnen nach Deutschland und Polen entnehme, bringt dieses Phänomen abschließend passend auf den Punkt:

»[G]ender norms, [...] traditional perceptions of gendered coping strategies, care competencies, and responsibilities, are extremely pervasive and do not change automatically by the power of the factual.« (Lutz & Palenga-Möllnbeck 2012, S. 21)

Anna Fox
hat Internationale Entwicklung und Slawistik
an der Universität Wien studiert.

Literatur

BACHINGER, A. (2009): Der irreguläre Pflegearbeitsmarkt. Zum Transformationsprozess von unbezahlter in bezahlte Arbeit durch die 24-Stunden-Pflege. (Dissertation). Universität Wien.

BACHINGER, A. (2010): 24-Stunden-Betreuung. Gelungenes Legalisierungsprojekt oder prekäre Arbeitsmarktintegration? SWS-Rundschau 50 (4), 399–412. url: www.sws-rundschau.at/archiv/SWS_2010_4_Bachinger.pdf (30.01.2015).

BAHNA, M. (2011): Odchody za prácou v období ekonomickej krízy. Slovenské opatrovateľky v Rakúsku. url: www.sociologia.sav.sk/cms/uploaded/1384_attach_podklady_pre_tk_31012012.pdf (01.02.2015).

BMASK (2014A): 24-Stunden-Betreuung zu Hause. Neues und Wissenswertes, url: www.pflegedaheim.at/cms/pflege/attachments/2/8/6/CH1848/CMS1237213583778/24-stunden-betreuung2014.pdf (05.02.2015).

BMASK (2014B): Österreichischer Pflegevorsorgebericht 2013. url: www.pflegedaheim.at/cms/pflege/attachments/7/8/3/CH1690/CMS1308577521270/pflegevorsorgebericht_2013_kompl.pdf (02.02.2015).

BOURDIEU, P. (1997): Ortseffekte. In P. Bourdieu [u.a.]: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft (S. 159–167). Konstanz: UVK Universitätsverlag Konstanz.

HAIDINGER, B. (2013): Hausfrau für zwei Länder sein. Zur Reproduktion des transnationalen Haushalts. Münster: Westfälisches Dampfboot.

HAUSBETREUUNGSGESETZ – HBeG BGBl. I Nr. 33/2007, ÄNDERUNG BGBl. I Nr. 57/2008. url: <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=20005362> (02.02.2015).

HEWITSON, G. J. (2003): Domestic labor and gender identity. Are all women carers? In: D. K. Barker & E. Kuiper (Hrsg.): Toward a Feminist Philosophy of Economics (S. 266–281). London/New York: Routledge.

HOCHSCHILD, A. R. (2000): Global Care Chains and Emotional Surplus Value. In W. Hutton & A. Giddens (Hrsg.): On the Edge. Living with Global Capitalism (S. 23–39). London: Jonathan Cape.

KRETSCHMANN, A. (2010A): »Die Legalisierung hat uns überhaupt keine Vorteile gebracht. Die Vorteile gibt es nur für Österreicher.« Effekte national strukturierter Rechts in der transnationalen 24-Stunden-Care-Arbeit. In: E. Appelt [u.a.] (Hrsg.): Who Cares? Betreuung und Pflege in Österreich. Eine geschlechterkritische Perspektive (S. 84–97). Innsbruck: Studien Verlag.

KRETSCHMANN, A. (2010B): Mit Recht regieren? Zur Verrechtlichung transnationaler 24-Stunden-Carearbeit in österreichischen Privathaushalten. In: K. Scheiwe & J. Krawietz (Hrsg.): Transnationale Sorgearbeit. Rechtliche Rahmenbedingungen und gesellschaftliche Praxis (S. 199–226). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

LUTZ, H. & PALENGA-MÖLLENBECK, E. (2012): Care Workers, Care Drain, and Care Chains. Reflections on Care, Migration and Citizenship. Social Politics 19(1), 15–37.

PROCHAZKOVA, L.; RUPP, B. & SCHMID, T. (2008): Evaluierung der 24-Stunden-Betreuung. Endbericht Sozialökonomische Forschungsstelle. url: www.sfs-research.at/projekte/P66-Evaluierung-24-h-Betreuung/Bericht_neu_August.pdf (01.02.2015).



UN_SICHTBARKEITEN TRANSNATIONALER SORGEARBEIT ZWISCHEN POLEN & DEUTSCHLAND

Eine Annäherung mithilfe von Grounded Theory und Visual Sociology.

Das deutsche Gesetz zur sogenannten ›Arbeitnehmerfreizügigkeit‹ trat für osteuropäische Staaten 2011 bzw. 2014 in Kraft. Ihm gingen teils äußerst polemische Debatten über eine befürchtete ›Armutszuwanderung‹ voraus. Gleichzeitig wurden in den deutschen Medien Themen wie der demografische Wandel und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie auf der Basis tief verinnerlichter Dichotomien, bspw. von öffentlich/privat, produktiv/nicht-produktiv, männlich/weiblich diskutiert. All diese, teils widersprüchlichen Debatten vermischen sich spätestens an dem Punkt, an dem die Öffnung der Grenzen für die arbeitsbedingte Migration stillschweigend als komfortable Lösung für den sogenannten ›Pflegerotstand‹, d. h. die Unterversorgung der alternen Republik mit Pflegekräften, angesehen wird.

Wenn wir uns von der Makrosphäre der inter-/nationalen Politik in die Mikrosphäre der Haushalte bewegen, in denen transnationale Sorgearbeit sich als konkrete Praxis materialisiert, wird die Problematik zunehmend deutlicher, gesellschaftliche Fragestellungen in dichotomisierender Weise zu diskutieren. Wir sind stattdessen besser damit beraten, kritisch zu hinterfragen, welches Wissen wir voraussetzen und herstellen, während wir beobachten und erzählen.

FORSCHUNGSPROZESS

Unsere Annäherung an das Thema kann am besten mithilfe der Methodik der Grounded Theory beschrieben werden. Die Fotografien, die wir hier vorstellen, sind erste Annäherungsversuche an das Thema polnisch-deutscher Sorgketten. Ohne dif-

ferenziertes, theoretisches Vorwissen und nur mit einigen kritischen Fragen an das von Arlie Hochschild entwickelte Konzept globaler ›care chains‹ (Hochschild, 2001) ausgestattet, waren wir erstaunt über das unterschiedliche Alltagswissen, das sich in den ersten Gesprächen der Gruppe herauskristallisierte. Jede von uns trug mit Anekdoten und Erfahrungen dazu bei, eine Vorstellung davon zu entwickeln, was wir erforschen wollten. Wir wussten, dass viele polnische Haushaltsarbeiter_innen in deutschen Haushalten putzen und pflegen, also wollten wir uns mit Ślubice-Frankfurt/Oder einen Grenzübergang anschauen, der in unserer Vorstellung für die Arbeiter_innen einen alltäglichen Ort darstellen muss. Wir wussten aus unserem unmittelbaren Umfeld von einem älteren Paar mit einem Zimmer für eine zukünftige polnische Pflegekraft. Darum wollten wir sehen, wie dieses Zimmer aussieht, was es uns erzählt, bzw. was es mit uns und unserem Wissen macht. Wir einigten uns darauf, dass es (für uns) schwierig ist, transnationale Sorgketten zu sehen, und fragten uns, wo sie sichtbar werden bzw. un_sichtbar sind. So definierten wir unser Thema und die Forschungsfrage. Damit gingen wir ins Feld und forschten unserem Alltagswissen nach. Zurück kamen wir mit den Fotografien, die wir nun auf ihren Inhalt hin befragten und uns dabei über unsere Assoziationen und vorausgesetztes Wissen verständigten. Auch das Wissen, das uns zu den Orten geführt hat (›Grenzübergänge sind Räume, in denen sich transnationale Sorgketten materialisieren‹, ›Das Zimmer wurde für einen eventuellen Pflegefall eingerichtet‹) benannten und reflektierten wir gemeinsam.

Schon hier wird deutlich, was Kathy Charmaz als einen ungelösten Konflikt der Grounded Theory beschreibt: ›Tensions between data collection strategies and what constitutes ›for-

cing‹ [preconceived ideas and theories directly upon our data] are unresolved in grounded theory.« (2006, S. 17–18) Ausgangspunkt ist dabei die Annahme, dass gesellschaftliche Strukturen, kollektives Wissen und die subjektive Erfahrung einen unauflösbaren Knoten bilden, durch ihre Komplexität eine objektive Darstellung von Realität unmöglich, eine vielfältige Annäherung jedoch unabdingbar machen. Mit der Visual Sociology erproben wir einen Zugang, um diese Spannung im Forschungsdesign transparent zu machen.

BILDER LESEN - VORSTELLUNGEN HINTERFRAGEN

Was ist die Beziehung zwischen dem, was wir sehen und dem, was wir wissen? (Clarke, 1997, S. 27) In unserer Arbeit geht es uns um das ›Lesen‹ von Bildern und die Vorstellungen, d. h. das Wissen, das mit ihnen transportiert wird. Wir wenden uns der ›centrality of the eye‹ (Jenks, 1995) zu, um die Bedeutung soziologischer Phänomene durch das, was Charles Wright Mills ›sociological imagination‹ (2000, S. 5) nennt, herzustellen und gleichzeitig kritisch zu hinterfragen. Hierbei geht es nicht nur um das, was sichtbar ist, sondern insbesondere auch um das, was unsichtbar bleibt, wobei beide Aspekte aufeinander bezogen sind bzw. einander wechselseitig beeinflussen und prägen.

Um die Trennung zwischen dem, was sichtbar ist und dem, was unsichtbar ist, zu hinterfragen, bedarf es (mindestens) einer zweifachen Annäherung: Die Analyse sozialer Beziehungen im Kontext von Machtstrukturen als machtvoller soziale Diskurse einerseits und die Analyse der Materialisierungen, die diesen bias bedienen und aufrechterhalten, andererseits. In der Hoffnung, den wissenschaftlichen und politischen Debatten eine neue Perspektive auf transnationale Sorgearbeit hinzuzufügen, wenden wir uns in diesem Beitrag der zweiten Ebene zu, indem wir fragen, wo und wie machtvoller soziale Diskurse sich materialisieren. In diesem Sinne arbeiten wir mit dem ›Diskurs‹-Begriff, wie ihn Margarete Jäger (2010) beschrieben hat: ›Diskurse sollen [...] als gesellschaftliche Redeweisen verstanden werden, die institutionalisiert sind, also gewissen – veränderbaren – Regeln unterliegen und die deshalb Machtwirkungen besitzen, weil und sofern sie Handeln von Menschen bestimmen. [...] Diskurs, so verstanden, meint somit Form und Inhalt von Äußerungen; seine Analyse beantwortet, grob gesagt, die Frage danach, was zu einem bestimmten Zeitpunkt von wem wie sagbar war bzw. sagbar ist.« (Jäger, 2004, S. 336)

Dieser Annäherungsvorschlag an das, was wir als diskursiv bezeichnen, wird in dem Versuch verkörpert, auf gleichermaßen reflexive, wie produktive Weise Räume abzubilden, die durch transnationale Sorgearbeit geprägt sind und daher Materiali-

sierungen un_sagbarer diskursiver Bedeutungen beherbergen. Dies setzt wiederum voraus, dass das Un_sagbare untrennbar, manchmal diametral mit einer weiteren Ebene der Erkenntnis vermengt ist, nämlich der der Un_Sichtbarkeit.

RÄUME TRANSNATIONALER SORGEARBEIT



Bahnhof Rzepin, 20 Kilometer östlich von Ślubice.

Transnationale Sorgearbeit materialisiert sich auf lokaler Ebene. Daher sind visuell erfassbare Räume von epistemologischem Interesse und sollten als interpretativer Rahmen wertgeschätzt werden (vgl. Fuchs, 2013, S. 32).

In Zeiten der Globalisierung können wir die lokale Ebene nicht als statische, homogene Entität begreifen (vgl. Hess, 2009, S. 27). Die lokale und die globale Ebene werden zunehmend interdependent: Keine existiert (mehr) ohne die Andere. Das alltägliche Leben ist weniger lokal begrenzt (ebd.). Insbesondere, wenn wir über Migration als Praktik nachdenken, z. B. als länderübergreifendes Pendeln, fällt es zunehmend schwer, die lokale von der globalen Ebene abzulösen.

Die an Orten bzw. durch Orte verwurzelten Erfahrungen, Erinnerungen und Werte der Menschen, machen das Lokale global relevant in dem Moment, in dem sie entscheiden, für eine Arbeit in ein anderes Land zu migrieren – während Arbeit selbst ein von der modernen Globalisierung stark geprägtes Konzept im 21. Jahrhundert darstellt. Daher müssen wir nach der Konstituierung des Lokalen fragen: ›what is the nature of a locality as a lived experience in a globalized, deterritorialized world?‹ (Appadurai, 1996, S. 52).

Während der Grenzübergang zwischen Frankfurt/Oder und Stübice eine Reflektion über die unterschiedlichen Ebenen der Verhandlung von transnationaler Pflegearbeit möglich machte, war das fotografierte Zimmer ein Ort auf Mikroebene, der uns über unsere eigene Position und Situiertheit in dieser Konstellation nachdenken ließ. Das Bild zeigt ein Zimmer, eingerichtet im Stil der 50er-Jahre. Ein Schrank, ein Schreibtisch, ein Bett, bezugsfertig, ein Kreuz an der Wand. Durch den persönlichen Kontakt mit dem älteren Ehepaar, die das Zimmer eingerichtet haben, hatten wir das Vorwissen, dass es für den eventuellen Fall, dass eine_r von ihnen pflegebedürftig wird, vom Wohnzimmer abgetrennt wurde, um als Unterbringungsmöglichkeit für eine polnische, weibliche Pflegekraft zu fungieren.

Wir nahmen den Prozess des Fotografierens als einen Prozess des Sichtbar-Machens selbst wahr: Wir machten uns ein Bild. (Un-)Sichtbarkeit und (Un-)Sagbarkeit waren darin untrennbar verwoben. Im Falle des fotografierten Zimmers fanden wir eine Materialisierung transnationaler Sorgearbeit vor (wenn auch nur in Form einer imaginierten Situation der involvierten Personen), die Anlass war, über diese Konstellation zu sprechen, ihre Bedeutung in einem größeren Kontext herauszuarbeiten, sie als Teil eines größeren Systems sagbar zu machen und auch unsere eigenen Imaginationen und Vorannahmen zu hinterfragen.

Die Möglichkeit, eine Person rund um die Uhr zu bezahlen und sie im eigenen Haus wohnen zu lassen, scheint, so erzählt uns das Foto, angekommen zu sein in den Köpfen vieler Menschen. Die Sorge um die eigene Pflegebedürftigkeit materialisiert sich im vorsorglichen Abtrennen eines weiteren Raumes im eigenen Haus. Dass die Person, die in diesem Zimmer wohnen soll, aus Polen kommen und weiblich sozialisiert sein wird, ist dabei Teil dieser Gewissheit. In den Gesprächen in der Gruppe wurde schnell deutlich, wie sehr aufseiten der Forschenden in diesem Beispiel Alltagswissen der Mikro-Ebene und makrotheoretisches Wissen, wie das Konzept der »Care-Chains« koexistiert hatten. Diese eigene Involviertheit konnte durch die Arbeit mit den Fotos aufgedeckt werden und die eigene Situiertheit wurde sagbar und erlebbar.

Im Forschungsprozess entstanden über die eigene Position hinaus Fragen bei uns, die auch auf die Dichotomien zurückführten, die wir durch unsere Feldforschung hinterfragen wollten: Was wird wo für wen sichtbar? Was materialisiert sich wie durch Sagbares? Die Möglichkeit, eine polnische Pflegekraft anzustellen, war für das ältere Ehepaar sagbar, es materialisierte sich im eigens eingerichteten Raum. Für wen ist dieser sichtbar? Ist er privat? Ist seine (partielle) Sichtbarkeit gleichzusetzen mit Politisierbarkeit?



SCHLUSS

Diese Interpretationen unserer Fotografien sind als erste Deutungen, Theoretisierungen und Fragen einzuordnen, die als Ausgangspunkt für weitere Forschungen dienen könnten. Wir haben das Fotografieren und die Auseinandersetzung mit den Fotografien als wichtigen Prozess wahrgenommen, um verschiedene Räume von transnationaler Sorgearbeit zu entdecken, unsere eigene Position als Forscherinnen kritisch einzubetten und neue Brücken zu finden zwischen Alltagswissen und wissenschaftlichem Wissen.

Wir konnten Verbindungen zwischen Gesagtem und Gezeigtem ausmachen und schufen eine (visuelle) Reflexionsebene für die Beschäftigung mit unserem Forschungsthema von Un_Sichtbarkeiten transnationaler Care-Arbeit polnischer Arbeiter_innen in Deutschland.

*Carla Wember
hat Politikwissenschaft und Geografie studiert und befindet sich
derzeit im Studium des M.A.
Integrated Natural Resource Management (INRM).*

*Cornelia Hinterschuster
verfasst gerade ihre M.A.-Abschlussarbeit
im Bereich Arbeitssoziologie am Institut für Sozialwissenschaften der
Humboldt-Universität zu Berlin.*

*Sabine Carl
ist Diplom-Kulturwissenschaftlerin und
studiert derzeit Gender Studies (M.A.).*

*Innenansichten eines Zimmers für eine polnische
Pflegekraft in Westdeutschland.*

Literatur

- APPADURAI, A. (1996): Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization.
- CHARMAZ, K. (2006): Constructing Grounded Theory: A Practical Guide Through Qualitative Analysis. London: SAGE Publications.
- CLARKE, G. (1997): The Photograph. New York: Oxford University Press.
- FUCHS, M. (2013): Wovon wir reden, wenn wir über Raum reden: Raum als Deutungsmuster und Erkenntnisperspektive der globalisierten Welt. In: M. Maletzky; M. Seeliger & M. Wannöffle (Hrsg.): Arbeit, Organisation und Mobilität. Eine grenzüberschreitende Perspektive. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- HESS, S. (2009): Globalisierte Hausarbeit. Au-pair als Migrationsstrategie von Frauen aus Osteuropa. Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- HOCHSCHILD, A. R. (2001): Globale Betreuungsketten und emotionaler Mehrwert (S. 157–176). In: W. Hutton & A. Giddens (Hrsg.): Die Zukunft des globalen Kapitalismus. Frankfurt/Main, New York: Campus-Verl. (Frankfurter Beiträge zu Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Vol. 6).
- JÄGER, M. (2004): Diskursanalyse. Ein Verfahren zur kritischen Rekonstruktion von Machtbeziehungen (S. 336–341). In: R. Becker; B. Kortendiek (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden.
- JENKS, C. (1995): The centrality of the eye in western culture. An introduction (S. 1–25). In: Ebd. (Ed.), Visual Culture. London: Routledge.
- MILLS, C. W. (2000): The Sociological Imagination. Fortieth Anniversary Edition. New York: Oxford University Press.



CARE-DELEGATION UND GESCHLECHT

Zur Subjektivierung erwerbstätiger Mütter

»MÜTTER AN DIE MACHT.
FRAUEN HABEN ALLES, WAS
MODERNE FIRMEN SUCHEN«

titelte die ZEIT ONLINE im August 2001 und verwies auf ein erfolgversprechendes neues Familienmodell, bestehend aus dem Idealtypus der Managerin mit zwei Kindern: »Der Tag wird durchorganisiert, professionelle Dienstleister helfen, Kinder und Haushalt zu versorgen« (Priddat, 2001).

Einerseits belegt der Artikel eindrucksvoll die Widersprüchlichkeit weiblicher Identität in Form einer Subjektkonstruktion als »rationale« >Managerin der eigenen Humanressourcen«, die sich »komplementär zu der fürsorgenden und »emotionalen« Weiblichkeit verhält« (Ludwig, 2006, S. 56). Dieser neue Aspekt vergeschlechtlichter Subjektkonstruktionen des Neoliberalismus (Ludwig, ebd.) wird andererseits mit der Auslagerung von Care-Arbeit verbunden, die hier als vermeintliche Lösung der Widersprüchlichkeit erwerbstätiger Frauen präsentiert wird.

Doch welche Auswirkungen haben diese Überantwortung und der damit einhergehende >Verlust« eines essentiellen Teils der Identitätsbestätigung als »sorgende Mutter« auf die Identitätsarbeit von Mutterschaft in einem neoliberalen Gesellschaftssystem?

Der Beitrag versucht die Fragen zu den geschlechtsbezogenen Subjektivierungsprozessen berufstätiger Mütter vor dem Hintergrund der Inanspruchnahme von Care-Arbeiterinnen

mithilfe eines Rückgriffs auf Studien zum Thema Care-Arbeit zu beantworten. Herangezogen werden hierzu die qualitativen Studien von Lutz (2008), Wigger (2014), Haas (2001) und Rostock (2007), die Care-Arbeit aus migrationstheoretischer bzw. gleichstellungspolitischer Perspektive beleuchten.

CARE-DELEGATION UND GESCHLECHT

In immer mehr Bereichen ist eine Grenzverschiebung zwischen Arbeit und Leben zu verzeichnen. Diese sog. »doppelte Entgrenzung« von Erwerbsarbeit und Familie kann als eine Folge des Transformationsprozesses vom fordistischen zum postfordistischen Gesellschaftsmodell betrachtet werden. Sowohl im Bereich der Öffentlichkeit als auch im Privatleben führt dieser Wandel zur Neuausrichtung der Geschlechterverhältnisse, wie sich u.a. im vermehrten Aufkommen des »adult-worker-models« und der damit einhergehenden zunehmenden weiblichen Erwerbsbeteiligung zeigt. Mit der Abkehr vom männlichen Ernährermodell, bei gleichzeitig oft unveränderter traditioneller Zuweisung der Verantwortlichkeiten im familiären Bereich, sehen sich Frauen, insbesondere in flexiblen Beschäftigungsverhältnissen, neuen Herausforderungen gegenüber: So ist die Lebensrealität von erwerbstätigen Müttern im Rahmen des gegenwärtigen Wandels sowohl durch das neoliberale Leitbild der flexiblen »Unternehmerin ihrer selbst« als auch durch ihre Zuständigkeit für Reproduktionsarbeit in privater Form gekennzeichnet (Ludwig, 2006). Mutterschaft im Rahmen gegenwärtiger Transformationsprozesse ist demnach vor allem ein widersprüchliches Phänomen, das sich durch neoliberale Anrufungen als Fürsorgeperson und – dem entgegengesetzt – als wirtschaftliche »Humanressource« ergibt.

Eine Möglichkeit diesem Dilemma auf struktureller Ebene zu »entkommen« sieht Winker (2011) im »ökonomisierten Familienmodell«, d. h. die Versorgungslücke, die durch die zunehmende Erwerbsbeteiligung von Frauen entsteht, wird durch eingekaufte Care-Arbeit geschlossen (Wigger, 2014). Diese Entwicklungen machen die Privatsphäre zu einem neuen Arbeitsplatz und führen zu einer klassen- und ethnienspezifischen Umverteilung der Sorgearbeit unter Frauen (Brückner, 2002, S. 179).

Die sozialstaatlichen Verschiebungen, die diese Entwicklungen entscheidend vorantreiben, »beinhalten sowohl die Neudefinition dessen, was soziale Probleme sind, als auch die Neuverteilung der Zuständigkeit für menschliche Bedürfnisse zwischen öffentlicher und privater Sphäre sowie zwischen Staat, Markt, Familie« (Brodie, 2004, S. 19).

Die Verschiebung von Reproduktionsarbeit zwischen Frauen, die seit den 1990er-Jahren Bestandteil internationaler Forschung ist, wurde von der Künstlerin Natalia Iguiniz in der Ausstellung »Beyond Re/Production: Mothering«¹ im Kunstraum Kreuzberg aufgegriffen: Ihre Serie »La Otra«, die Andere, zeigt Fotografien von jeweils zwei Frauen und einem Kleinkind, die mit neutraler Miene in die Kamera blicken. Unklar bleibt bei ihren Bildern, wer die Mutter, wer die Tochter, Babysitterin, Care-Arbeiterin oder Verwandte bzw. wer hier Arbeitgeberin und wer Angestellte ist oder in welchem Verhältnis die Personen zueinander stehen.



Eindrücklich verweisen die Werke jedoch auf die Organisation von Sorgearbeit durch transnationale »Fürsorgeketten«, indem ein Bedarf an bezahlten Haushaltsarbeiterinnen durch eine »immer noch fehlende geschlechtergerechte Arbeitsteilung« (Thiessen und Villa, 2009, S. 9) in der Privatsphäre bei gleichzeitig steigenden Anforderungen im Erwerbsbereich provoziert wird. Laut SOEP-Daten (2006) beschäftigen 4,36 Mio. bzw. knapp 11% aller Haushalte in Deutschland eine Haushaltshilfe, 92% davon irregulär (Gottschall/Schwarzkopf 2010, S. 23f.). In Deutschland hat sich demnach ein informeller Arbeitsmarkt entwickelt – für vornehmlich migrantische und zu 90% weibliche Arbeitskräfte (Kamphues, 2009, S. 87; Brückner, 2002, S. 179; vgl. dazu u.a. Lutz, 2008). Organisiert und reguliert wird dieses Erwerbsarbeitsverhältnis ebenfalls vornehmlich von Frauen als Arbeitgeberinnen und weiterhin Hauptverantwortliche (vgl. Kamphues, 2009, S. 96).

ZUR GESCHLECHTSBEZOGENEN SUBJEKTIVIERUNG ERWERBSTÄTIGER MÜTTER

Der anwachsende Bedarf an Care-Arbeiterinnen im Privathaushalt zeigt, dass sich ein »neues Geschlechterarrangement« (Lutz, 2008, S. 23) entwickelt hat, bei dem es »bezogen auf Haus- und Familienarbeit bisher [jedoch, C.B.] nicht zu einer nennenswerten neuen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern gekommen ist, sondern zu einer klassen- und ethnienspezifischen Umverteilung unter Frauen« (Brückner, 2002, S. 180). Diese zunehmende Kommerzialisierung findet in der familiären Privatheit und damit in dem als weiblich definierten Identitätsbereich statt, wodurch ganz neue Dynamiken auf den weiblichen Identitätsbildungsprozess der erwerbstätigen Mutter einwirken (vgl. Lutz, 2008, S. 203–204). In dem Verständnis, dass es sich bei dieser Haus- und Versorgungsarbeit um einen wesentlichen Aspekt des Doing Gender von Frauen handelt, sehen sich weibliche Arbeitgeberinnen daher »gezwungen, das Weitergeben dieser Arbeit an eine andere Frau sich selbst und anderen gegenüber zu legitimieren« (ebd., S. 109). Dennoch, motiviert durch gesellschaftliche Egalitäts- und Modernisierungsideale, gelingt es der erwerbstätigen Frau durch diese Konstruktion weiterhin eine »gute Mutter« zu bleiben, die ihre Kinder im privaten Raum von einer Frau versorgt weiß und die Verantwortung damit nicht an »Fremde« auslagert.

Die Grenzziehungsarbeit, der sich die mehrheitlich aus der (oberen) Mittelschicht stammenden Frauen gegenüber ihren

¹ Die Berliner Ausstellung »Beyond Re/Production: Mothering« fand vom 25. Februar bis 24. April 2011 im Kunstraum/Bethanien statt. In der Ausstellung reflektieren 19 Künstlerinnen und Gruppen aus 10 Ländern zeitgenössische Ansichten zum Thema Mutterschaft und das damit verbundene Bild von Fürsorglichkeit.

Arbeitnehmerinnen ausgesetzt sehen, ist jedoch von Paradoxien gekennzeichnet. So beschreibt Lutz, dass Familienarbeit eine neue Form erhält: »Sie müssen sich diese mit einer anderen Frau teilen. Die Identität als Ehefrau, Partnerin und Mutter scheint dadurch unter Druck zu geraten« (ebd., S. 205–206). Folglich kann die Delegation von Care-Arbeit als eine »Entlastung mit neuen Belastungen« (Wigger, 2014) verstanden werden, bei der die Vereinbarung der verschiedenen Rollen als Familienfrau bzw. Mutter, Arbeitgeberin und Erwerbstätige im außerhäuslichen Bereich Spannungen hervorruft – obschon sich die reale Hausarbeitsbelastung verringert. Um darüber hinaus der »Gefahr der Vereinnahmung und der Verwischung von Nähe und Distanz« im bezahlten Arbeitsverhältnis sowie möglicher Veränderungen innerfamiliärer Beziehungen zu entgehen, beanspruchen Arbeitgeberinnen bestimmte Aktivitäten als ihre Aufgaben und führen diese weiterhin eigenständig aus (vgl. ebd.).

Inwiefern sich (innerpartnerschaftliche) Geschlechterrollen durch die Beschäftigung einer Care-Arbeiterin verändern, untersucht Haas (2001) bei Paaren, die sie als traditionell, pragmatisch und egalitär hinsichtlich ihres Rollenideals zur Arbeitsteilung im Privathaushalt sowie ihrer tatsächlichen Arbeitsteilung typologisiert. Personen des traditionellen Typs behalten die herkömmlichen Geschlechterrollen trotz neuer Arbeitsteilung mit einer Care-Arbeiterin bei. »Bei den Pragmatiker_innen wird die Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit bei der Verteilung der Hausarbeit zwar zum Problem und häufig zum Konflikt herd in der Partner_innenschaft, ändert aber nichts an den traditionellen Verhaltensweisen« (Haas, 2001, S. 276). Lediglich für Personen des egalitären Typs ist eine Angleichung der Geschlechterrollen bei der Ausübung bezahlter und unbezahlter Arbeit zu verzeichnen – gleichwohl im Prozess ständiger Aushandlung (vgl. ebd.).



Die Ergebnisse zeigen, dass trotz egalitärer Arbeitsteilung und Delegation von Care-Arbeit diese Paare jedoch stets mit eigenen und – wie Rostock (2007) betont – gesellschaftlich vorgegebenen Geschlechterstereotypen konfrontiert sind, die dazu führen, dass sie »sich in besonderer Weise ihre Zugehörigkeit als Mann oder Frau [bzw. als Vater und Mutter, C.B.] immer wieder versichern müssen« (Rostock, 2007, S. 7).

FAZIT

Die Kommerzialisierung von Care-Arbeit hat – wie die Ergebnisse eindrücklich zeigen – die geschlechtsspezifische Zuweisung dieser Arbeit weder grundlegend infrage gestellt oder abgeschafft, noch ihren Wert erhöht (Rostock, 2007, S. 15). Deutlich wird lediglich eine »Spaltung der (globalen) Gesellschaft« (ebd.), die dazu führt, dass sich in der Mittelschicht zwar zunehmend eine gerechte Arbeitsteilung realisiert, jedoch ist dies »nur deshalb möglich, weil sich die Geschlechterverhältnisse in anderen sozialen Milieus gerade nicht verändern« (König, 2013, S. 581). Demnach besteht »die traditionelle geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in modifizierter Form fort« (ebd.), was die vielfältigen Effekte auf die beteiligten Akteur_innen und im Besonderen auf erwerbstätige Mütter im Zuge des Wandels von öffentlicher und privater Sphäre nur erahnen lässt.

Deutlich wird bereits jetzt, dass die durch die widersprüchlichen Anforderungen als Fürsorgeperson und wirtschaftliche »Humanressource« ausgelöste Auslagerung von Reproduktionsarbeit durch den Markt zu einer »Entkörperlichung von Mutterschaft« (Connell, 2011, S. 18) führt, die den Körper der Mutter immer weniger für die Erziehung und Pflege von Kindern benötigt.

Andererseits ist gleichzeitig eine »Ausweitung von Mutterschaft im Neoliberalismus« (ebd.) erkennbar, die Mütter insbesondere hinsichtlich einer bestmöglichen Erziehung des Kindes als Grundlage für das Bestehen in einer wettbewerbsgeprägten Gesellschaft in die Pflicht nimmt.

Grundsätzlich gilt jedoch: Um die vielfältigen Gegensätzlichkeiten von Mutterschaft adäquat begreifen zu können, sind die neuen Verschränkungen von Markt und Familie, wie bspw. die Kommerzialisierung von Care-Arbeit, zwingend zu berücksichtigen (vgl. ebd.: 20). Erst so lässt sich die Frage beantworten, ob vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Transformationsprozesse von einem neuen Modell von Mutter- (oder Vaterschaft) auszugehen ist bzw. welche geschlechtsbezogenen Subjektivierungsprozesse den aktuellen neoliberalen Entwicklungen zugrunde liegen und in diesen vermittelt werden (vgl. Ludwig, 2008).

Insgesamt führt eine feministisch gouvernementalitätsanalytische Verbindung der Dimensionen Reproduktionsarbeit, Gender und Subjektivierung (vgl. Beckmann, 2013) zu neuen und wichtigen Erkenntnissen hinsichtlich weiblicher Subjektformationen an der Schnittstelle von Individuum, Gesellschaft und Machtverhältnissen und ist daher zwingend zu vertiefen.

*Christiane Bomert M. A.
ist wissenschaftliche Mitarbeiterin des Zentrums für Europäische
Geschlechterstudien (ZEUGS) an der Westfälischen
Wilhelms-Universität Münster. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind:
Geschlechterverhältnisforschung, Soziale Ungleichheits- und Intersektionalitätsforschung; Wandel von Privatheit und Öffentlichkeit.*

Literatur

BECKMANN, S. (2013): Woman and Care: Subjectification in times of the rising adult worker model – An intersectional perspective. URL: <http://www.aboutgender.unige.it/ojs> (Datum).

BRODIE, J. (2004): Die Re-Formulierung des Geschlechterverhältnisses. Neoliberalismus und die Regierung des Sozialen. In: Widerspruch: Beiträge zu sozialistischer Politik, 24 (46), S. 19–32.

BRÜCKNER, M. (2002): Liebe und Arbeit – Zur (Neu)ordnung der Geschlechterverhältnisse in europäischen Wohlfahrtsregimen. In: F. Hamburger u.a. (Hg.): Gestaltung des Sozialen – eine Herausforderung für Europa. Bundeskongress Soziale Arbeit 2001 (S. 170–198). Opladen: Leske + Budrich.

CONNELL, R. (2011): Elternschaft im Neoliberalismus. Mütter und Väter in der neuen Marktgesellschaft. In: F. Reuschling (Hg.): Beyond re/production. Mothering. Katalog zur Ausstellung, 25. Februar – 25. April 2011, Kunstraum Kreuzberg/Bethanien (S. 14–20). Berlin: Revolver.

HAAS, B. (2001): Bezahlte Haushaltshilfen als Chance zur Neuverteilung der Hausarbeit? In: SWS-Rundschau 41 (2), S. 263–281. URL: www.sws-rundschau.at/archiv/SWS_2001_2_Haas.pdf (17.02.2015).

KAMPHUES, C. (2009): Zur Wirkungsmacht der sozialen Konstruktionen von Geschlecht und Ethnizität. Am Beispiel von Haushaltsarbeit leistenden illegalisierten Frauen in Deutschland. Oldenburg: BIS (Nr. 39). URL: <http://www.worldcat.org/oclc/455622586> (Datum).

KÖNIG, T. (2013): Familien-Ideale. Regulierungen einer privaten Lebensform. In: PROKLA Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, 43 (173), S. 571–583.

LUDWIG, G. (2006): Zwischen »Unternehmerin ihrer selbst« und fürsorgender Weiblichkeit. Regierungstechniken und weiblichen Subjektkonstruktionen im Neoliberalismus. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 29 (68), S. 49–59.

LUDWIG, G. (2008): Regieren und Geschlecht. Feministische Überlegungen zur neoliberalen Transformation des Staates im Anschluss an Foucaults Gouvernementalitätsstudien. In: M. Bidwell-Steiner & U. Wagner (Hg.): Freiheit und Geschlecht. Offene Beziehungen, prekäre Verhältnisse (S. 33–48). Innsbruck, Wien, Bozen: StudienVerl. (Bd. 4).

Lutz, H. (2008): Vom Weltmarkt in den Privathaushalt. Die neuen Dienstmädchen im Zeitalter der Globalisierung. 2., überarb. Aufl. Opladen, Farmington Hills, Mich: Budrich. URL: <http://www.worldcat.org/oclc/198832620> (Datum).

PRIDDA, B. (2001): Mütter an die Macht. Frauen haben alles, was moderne Firmen suchen. Zeit Online (Hg.). URL: http://www.zeit.de/2001/36/Muetter_an_die_Macht (17.02.2015).

ROSTOCK, P. (2007): Gleichstellungshindernis Reproduktionsarbeit: Löst die Beschäftigung von HausarbeiterInnen das Vereinbarkeitsdilemma? URL: unter http://www.fu-berlin.de/sites/gpo/soz_eth/Frauen-_M__nnerforschung/Gleichstellungshindernis_Reproduktionsarbeit_-_L__st_die_Besch__ftigung_von_HausarbeiterInnen_das_Vereinbarkeitsdilemma_/index.html (17.02.2015).

THIESSEN, B.; VILLA, P.-I. (2009): Mütter und Väter: Diskurse – Medien – Praxen. Eine Einleitung. In: Dies. (Hg.): Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen. 1. Aufl. S. 7–21. Münster: Westfälisches Dampfboot (Bd. 24).

WIGGER, A. (2014): Private Care-Arrangements in der Schweiz – eine Herausforderung für die Gleichstellung. Zusammenfassung der Projektergebnisse – Langversion. Unter Mitarbeit von N. Baghdadi, R. Hettlage und B. Brüscheiler. Gleichstellung der Geschlechter. Nationales Forschungsprogramm NFP 60. URL: http://www.nfp60.ch/SiteCollectionDocuments/Projekte/nfp60_projekte_wigger_zusammenfassung_projektergebnisse_lang.pdf (17.02.2015).

WINKER, G. (2011): Care Work als Ausgangspunkt politischen Handels. In: F. Reuschling (Hg.): Beyond re/production. Mothering. Katalog zur Ausstellung, 25. Februar – 25. April 2011, Kunstraum Kreuzberg/Bethanien S. 40–46. Berlin: Revolver.

ÜBER FRAUEN, DIE »ALLES HABEN WOLLEN«¹

Der »Konflikt der Vereinbarkeit« von Familienarbeit und Erwerbsarbeit als individuelles, weibliches Problem im Film *Working Mum – Der ganz normale Wahnsinn*.²

In der Diskussion um Care-Arbeit ist es spannend, sich den Film »*Working Mum – der ganz normale Wahnsinn*« von 2011 einmal anzusehen. Die Hollywood-Produktion von Douglas McGrath mit Sarah Jessica Parker in der Hauptrolle macht sich den »Vereinbarkeitskonflikt« von berufstätigen Frauen, die auch Mütter sind, zum Thema und wird in einigen Internet-Portalen als progressive Verhandlung von Familien- und Rollen-Bildern sowie der Verteilung von Lohn- und Fürsorgearbeit diskutiert. In der Analyse von Dramaturgie und Figurenkomplex sowie drei zentralen Szenen wird aber deutlich, dass der Film, gerade indem er sich einen im Sinne von Geschlechtergerechtigkeit »fortschrittlichen« Anstrich gibt, die bei gestiegener weiblicher Erwerbstätigkeit weiterhin bestehende geschlechtliche Arbeitsteilung affirmiert, die sich dann vor allem in der ungleichen Zuweisung von Verantwortlichkeit für die Fürsorgearbeit zeigt. Der Fokus der Analyse folgt dem ideologischen Hauptstrang des Films und richtet sich auf die Anrufung der »weißen«, gut-ausgebildeten Mittelstands-Frau. Weitere gesellschaftliche Realitäten, die mit der sogenannten Emanzipation bestimmter Frauen bei fortwährend weiblich konnotierter Care-Arbeit in enger Verbindung stehen – wie die »Auslagerung« von Care-Arbeit, das heißt, die Delegation dieser Arbeit an sozial schlechter gestellte Frauen entlang den Kategorien von Klasse und Ethnie (vgl. Winker, 2008) – tauchen im Film und in der Analyse nur randständig auf. Im Zentrum der Betrachtung steht die dramaturgische Verknüpfung der sozialen Rollen der Protagonistin – Erwerbstätige und Mutter –, die den »Vereinbarkeitskonflikt« überhaupt erst hervorbringt.

Obwohl er sich eine Karrieristin zur Hauptfigur nimmt, verortet der Film den (Haupt-)Verantwortungsbereich der Frau ihrem »Geschlechtscharakter« (Hausen 1976) entsprechend im Haushalt und in der Kindererziehung. Nach dieser Darstellung kann die Protagonistin »ihre Identität« erst (wieder-)finden und glücklich werden, wenn sie bei potentieller Erwerbstätigkeit vor

allem auch Mutter ist. Der Film schafft die Illusion, die Entscheidung für oder gegen Lohnarbeit sei eine selbstbestimmte, die allein in den Händen der Frau liege und wenn sie sich dafür entscheide, habe sie genauso eigenverantwortlich die »ihr zugehörige« Arbeit, die Fürsorgearbeit, in aller Perfektion zu erfüllen. Wenn dies nicht möglich ist, müssen – in völliger Ignoranz möglicher existenzieller Abhängigkeiten – eben im ersten Bereich Abstriche gemacht werden. Arbeits- und familiensoziologisch wird der gezeigte Konflikt um die »Vereinbarkeit« in den Wandel vom Fordismus zum sogenannten Postfordismus verortet, in dem das (männliche) »Normalarbeitsverhältnis« immer brüchiger wird und alle Gesellschaftsmitglieder gleichermaßen zur Lohnarbeit herangezogen werden.³ Bei verstärkt privater und unverändert vornehmlich weiblicher Verantwortung für Fürsorge bedeutet dies eine »Doppelbelastung« (König, 2012, S. 49) für bzw. die Verstärkung von (auch internationalen) Ungleichheiten zwischen Frauen (vgl. Winker, 2008).

Protagonistin und Dreh- und Angelpunkt des Films ist *Kate Reddy*, die als grandiose Managerin, Ehefrau und Mutter zweier kleiner Kinder vorgestellt wird. Die Felder von Lohn- und Care-Arbeit werden als voneinander getrennte und in Konkurrenz stehende Bereiche gezeigt, die Kate zunächst in ihrer Person zu versöhnen versucht – ihr ist »alles gleich wichtig«. Die Doppel-Aufgabe, die sie in Perfektion erfüllen will, wächst ihr aber mehr und mehr über den Kopf: Komik entsteht da, wo der Familien-Bereich mit riechenden Straplern und Pfannkuchenteig-befleckter Kleidung in die Arbeitssphäre Einzug hält. Dramatisch wird es, wenn Kates Kinder, und als »gute Mutter« auch Kate selbst, unter der Berufstätigkeit der Mutter leiden, das Familienglück also von der Erwerbstätigkeit gestört ist. Am Ende trifft Kate eine Entscheidung: sie scheint wiederzuentdecken, dass das Glück in ihrer persönlichen Höherbewertung der Fürsorge-Sphäre liegt, und entscheidet, die Berufstätigkeit einzuschränken. Der Eindruck, dass sie ganz einfach zu sich in ihrer Haupt-Rolle als

Mutter zurückfinden muss, um glücklich zu sein, entsteht durch die dramaturgische Entscheidung, die Geschichte rückblickend zu erzählen: Kate, als Erzählerin (wieder) glücklich, erzählt von einer »quasi-verrückten Phase« ihres Lebens, einem Intermezzo exzessiver Erwerbsarbeit, in der das Glück auf dem Prüfstand stand, sie aber letztlich individuell die »richtigen Entscheidungen« traf, um es zu retten.

Die Annahmen zur Wirkungsweise des Films sind unter anderem über diese dramaturgische Entscheidung des Regisseurs zu erläutern: die Perspektive des Films ist identisch mit der Kates. Die Hauptfigur allein bietet den Zuschauer_innen die Möglichkeit zur Identifikation, die Nebenrollen fungieren als reine Funktionsrollen und sind immer nur in Beziehung zu der dominanten Figur Kate und deren Entwicklung bedeutsam. Nicht nur erzählt Kate als Stimme aus dem Off rückblickend »ihre Geschichte« – sie »lenkt« das Geschehen. Ihre Gedanken sind in einzelnen Situationen oft hörbar und werden teils zusätzlich grafisch illustriert. Das Bild friert an manchen Stellen ein, sodass Kate sich aus der Situation lösen und »als Freundin« der Zuschauer_innen direkt in die Kamera sprechen kann, um die Situation zu reflektieren und ihren nächsten Schritt abzuwägen. Nichts und niemand anderes als Kate selbst scheint das eigene Leben in der Hand zu haben. Nichts und niemand anderes als Kate allein scheint Problemursache sowie auch Lösung des konflikthaften Nebeneinanders der beiden Arbeitsbereiche zu sein.

Ein zweites dramaturgisches Element bricht mit der linearen Erzählweise, passt aber zu der »verspielten« Komödie: Regelmäßig kommen in Szenen, die Interviews nachempfunden sind, einige der hoch-stilisierten Nebencharaktere zu Wort, die aus eigener gesellschaftlicher Verortung heraus je einen bestimmten Blick auf das Geschehen und damit den Konflikt »Frau zwischen Erwerbs- und Fürsorgearbeit« werfen. *Allison* ist als beste Freundin und »Dopplung« Kates wie diese Sympthieträgerin. Ihre Funktion ist es, anzuzeigen, dass das Vereinen von Erwerbstätigkeit und Mutterschaft »Normalität« geworden ist – sie ist ebenfalls berufstätige Mutter und hat mit den gleichen Problemen zu kämpfen wie Kate. Sie tritt aber bemerkenswerterweise nicht als deren Verbündete hervor. Kate ist allein mit ihren Problemen. »Extremform« des einen Lebensbereichs von Kate, der Erwerbsarbeitssphäre, ist *Momo*, die als arbeitswütige, harsche und kalte Person gezeigt wird und ihr Leben zunächst ausschließlich der Erwerbstätigkeit verschreibt. Ohne die Mutterrolle und völlig in der Arbeit aufgehend ist sie negativ und »männlich« konnotiert. »Extremform« des zweiten Lebensbereiches, der Reproduktionssphäre, ist *Wendy*, die sich auf ihre Aufgabe als Mutter konzentriert. Als »Mom-ster« verbreitet sie Schrecken unter den berufstätigen Müttern. Auch diese Figur ist negativ besetzt. Momo

und Wendy machen im Verlauf des Films beide eine Entwicklung durch: Hinter Wendys glücklicher Fassade zeigt sich mehr und mehr ihre Unzufriedenheit. Für die These, dass nicht die *ausschließliche* Verantwortung für die Familienarbeit es ist, die als »weibliches Glück« propagiert wird, wohl aber die *vorrangige*, ist Momos Entwicklung aber noch interessanter: Parallel zu Kates Entwicklungsprozess, in welchem diese den Wert der Mutterschaft »wiedererkennt«, entwickelt sich die Figur Momo neu zur Mutterschaft hin, ab dem Wissen um die Schwangerschaft wird sie immer weicher, »weiblicher« und mit dem gerade geborenen Baby im Arm schließlich »glücklich«.

Weitere weibliche Nebenfiguren sind Kates Schwiegermutter und ihr Kindermädchen. Die *Schwiegermutter* ist die einzige Spur einer Zeit, in der Frauen noch nicht normaler- oder »natürlicherweise« auch einer Erwerbstätigkeit nachgingen. Die Figur der Schwiegermutter verkörpert und kommuniziert das Gefühl, das Kate in ihrer Rolle als Erwerbstätige mit der Welt der Familienarbeit verbindet: das schlechte Gewissen. Sie formuliert, was Kate selbst befürchtet: dass sie ihre Familie aufgrund der Erwerbstätigkeit vernachlässigt. Durch die hohe Identifikation



und überwiegend männlicher Erwerbsarbeit geprägt war, die soziale Risiken durch institutionelle Einbettung absichert und der die Trennung von Erwerbsarbeit und Leben und die geschlechterspezifische Zuweisung von Produktions- und Reproduktionsarbeit immanent ist, werden diese (nicht affirmativ zu verstehenden) Sicherheiten seit den 1980er-Jahren brüchig.

¹ König, 2012, S. 109

² Der Artikel basiert auf einer Hausarbeit im Seminar »Familie in den Medien. Eine familiensoziologische Filmanalyse« im Fach Sozialwissenschaften an der HU Berlin im SoSe 2012.

³ Vgl. z.B. Lohr/Nickel, 2005: Während das fordistische Erwerbsarbeitssystem der westlichen Industrienationen nach Lohr/Nickel von betriebsförmiger, fremdbestimmter

der Zuschauer_innen mit Kate sowie dem »Typ Schwiegermutter« – »die Böse« –, ist die Figur der Schwiegermutter in Interaktion mit Kate das Gegenteil einer Sympathieträgerin. In ihrer Funktion »schlechtes Gewissen« jedoch kann sie volle Wirkung entfalten: Sie übt nicht »als Person« Kritik, sondern ist Ausdruck von Kates Empfindung selbst, Kommunizierende von Kates Selbstkritik. Das Kindermädchen *Paula* übt eine schlichte Funktionsrolle aus. Ihre Existenz macht Kates Karriere erst möglich. Während auch der Vater arbeitet, versorgt sie die Kinder. Auffällig ist hier, dass sie nie im Umgang mit den Kindern zu sehen ist, der Gedanke an eine »Konkurrenz« zur biologischen Mutter Kate also nie aufkommen kann. In den Interviews ist sie als junge, unbedachte Frau dargestellt, die sich am Strand vergnügt, sodass die Frage nach der Ungleichheit zwischen Frauen – die eine versorgt die Kinder der anderen und hat gegebenenfalls keine Zeit für eigene Kinder – ausgeblendet bleibt.

Die Analyse von Einführungs-, Konflikthöhepunkts- und Auflösungsszene sind aufschlussreich, um den Wandel Kates von »übermäßiger Erwerbstätigkeit« hin zu ihrem Zurückfinden zum »Glück« vor allem als Mutter zu betrachten. In den Szenen zeigt sich Kates wandelnde Positionierung zum Verhältnis von Erwerbsarbeit und Familienarbeit. In allen drei Szenen trifft die Welt der Familie auf die der Erwerbsarbeit; eine Geschäftsreise und die Kinder sind Teil aller Szenen. Der Ehemann ist in allen Szenen zugegen. In der ersten Szene wird nach Rückkehr von einer Geschäftsreise unter Zeitdruck für die Kinder gebacken und so in die »stressige Welt einer berufstätigen Mutter« eingeführt. In der zweiten Szene manifestiert sich die Krise der gleichwertigen Vereinbarung der zwei Bereiche im Leid der Kinder – wegen einer Geschäftsreise ist Kate beim Unfall ihres Sohnes nicht da; als »gute Mutter«, als die sie übrigens während des ganzen Films dargestellt ist, leidet Kate selbst sehr und muss sich ihr Scheitern eingestehen: Die perfekte Vereinigung der zwei Bereiche gelingt ihr auch bei größtem persönlichen Willen und übermenschlicher (»Super Mum«-)Anstrengung nicht. In der dritten Szene hat sie die persönliche biografische Entscheidung getroffen, die Familienarbeit der Erwerbsarbeit überzuordnen und löst das Versprechen ein, Zeit mit den Kindern zu verbringen. Die Geschäftsreise wird abgesagt und stattdessen der versprochene Bau des Schneemanns mit den Kindern aufs Programm gesetzt. Im Dialog mit ihrem Mann drückt sich diese Höherbewertung aus: »Ich ohne den Job, das bin nicht ich – aber andererseits bin ich ohne dich und Ben und Emily ... gar nichts«. Die Schluss-Szene mit der Familie im Schnee wird durch affektive Musik begleitet, Großaufnahmen der Gesichter lassen die Zuschauer_innen ihre Gefühle in großer Nähe erleben.

Die Existenz des Films und dessen Themenstellung zeigt zunächst einmal, dass in der Realität ein »Problem« vorliegt, »Gesprächsbedarf« besteht, dem er sich annimmt. Mit der Entscheidung für eine Protagonistin und ihre dramaturgische Einzelstellung wird aber ganz klar Stellung für die Zugehörigkeit

des Problems zur »Frau« bezogen und gerät jenes auch erst in den Blick, wenn Lohnarbeit Teil bürgerlicher weiblicher Vergesellschaftung wird. Da die Identität der Figur Kates aus beidem, Familie und Beruf, besteht, wird die weibliche Berufstätigkeit nicht als solche abgelehnt, wohl aber der Erfolg im Beruf, wenn er denn zu einer Vernachlässigung der Familienarbeit führt. Er knüpft an das Empfinden vieler Frauen an, die es als ihre persönliche Schuld erleben, die Kinder für die Erwerbstätigkeit zu vernachlässigen. Statt als individuelles, weibliches sollte der Konflikt um die »Vereinbarkeit« der Lebensbereiche als grundlegendes Problem aller Mitglieder und Institutionen der Gesellschaft diskutiert werden (vgl. Lohr/Nickel, 2005, S.133). Oder: Eine Gesellschaftsorganisation, die die Versorgung ihrer Mitglieder zum Problem macht, sollte ganz grundsätzlich infrage stehen, und die Auflösung konkurrierender Lebens-Bereiche samt ihren geschlechtlichen Konnotationen Ziel politischer Überlegungen sein.

Mara Schepsmeier

ist Bachelor-Studierende an der Humboldt Universität zu Berlin, im Studiengang Europäische Ethnologie und Sozialwissenschaften.

Film: WORKING MUM – DER GANZ NORMALE WAHNSINN

Literatur

Hausen, K. (1976): Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere«. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: W. Conze (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen (S. 363–393). Stuttgart: Klett.

König, T. (2012): Familie heißt Arbeit teilen. Transformationen der symbolischen Geschlechterordnung. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.

Lohr, K.; Nickel, H.M. (2005): Subjektivierung von Arbeit. Riskante Chancen. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Winker, G. (2008): Neoliberale Regulierung von Care Work und deren demographische Mystifikationen. In: S. Buchen & M.S. Maier (Hrsg.): Älterwerden neu denken. Interdisziplinäre Perspektiven auf den demographischen Wandel (S. 47–62). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

CARE-SEITEN DER UTOPIE

Auf der Suche nach dem selbstbestimmten und (geschlechter-)gerechten

Leben und Wirtschaften von morgen.

Nicht erst seit Beginn der Care-Debatte wissen wir, dass bezahlte und unbezahlte Haus- und Fürsorgearbeit ungleich zwischen Frauen und Männern verteilt sind und dass die kapitalistische Wirtschaftsweise ihr Übriges dazu tut. Patriarchat und Kapitalismus verhindern beide gleichermaßen, dass Menschen selbstbestimmt und geschlechtergerecht leben und wirtschaften. Doch welche Konsequenz folgt aus dieser Erkenntnis? Die aktuell debattierten Ansätze von Care oder bzw. Reproduktionsarbeit nehmen vor allem die bestehenden Verhältnisse in den Blick, wahren wissenschaftliche Distanz oder sehen es bestenfalls als Aufgabe des Staates die bestehenden Ungleichheitsverhältnisse auszugleichen. Wie könnte aber eine wirkliche Alternative überhaupt aussehen und was brauchen wir zu einem guten Leben und wie stellt sich eine (geschlechter-)gerechte Verteilung von Arbeit und Zeit in der Praxis dar? Dieser Fragen nehmen sich einige wissenschaftliche Ansätze, gesellschaftliche Entwicklungen und Trends der letzten Jahre wieder an. Ideen zu Nachhaltigkeit, Umverteilung von Reichtum und Arbeit, fairem Handel oder Ähnlichem finden sich überall – an Hochschulen genauso wie in hippen Friedrichshainer Cafés. Die Alternativlosigkeit des neoliberalen Kapitalismus, die Unendlichkeit von Ressourcen und des Konsums werden erneut herausgefordert, nachdem sie lange Jahre als das Ende der Geschichte galten. Gründe genug sich diese Entwicklung und deren Care-Seiten mal genauer anzuschauen.

WENIGER (LOHN-)ARBEIT?

Einen interessanten Ansatz stellt etwa die »Vier-in-Einem-Perspektive« von Frigga Haug dar. Sie verbindet die Bereiche der fürsorgenden Arbeit, des politischen Engagements, der persönlichen Entwicklung und der Erwerbsarbeit. Und zwar sollen alle Menschen unabhängig von ihrem Geschlecht alles tun können. Klingt soweit ganz gut. Allerdings machen die meisten von uns doch schon genau das: jonglieren von Lohnarbeit, kochen, putzen, Plena in der WG, Freund_innen treffen, Oma anrufen und sonstige Beziehungspflege. Ganz vielleicht kommt dann auch

noch die ehrenamtliche oder politische Arbeit dazu, um den bestehenden Verhältnissen etwas entgegenzusetzen. Ist das eigentliche Problem nicht eher, dass wir zuviel von allem auf der Agenda haben und dann irgendwann unter der ganzen Last zusammenbrechen und mit Burn-out ganz schnell weg vom Fenster sind?

Zuviel von allem. Vor allem zu viel Lohnarbeit findet auch Frigga Haug. Ihr Vorschlag: Teilzeitarbeit. Klingt soweit erstmal ganz gut. Warum ist dann aber von der Teilzeitfalle für Frauen die Rede? Weil die Arbeit in Teilzeit meist nur unterhalb des Existenzminimums zu haben ist, meist befristet und/oder als Minijob ohne Möglichkeit aufzusteigen oder aufzustocken. Bei steigendem Leistungsdruck und der Anforderung an Arbeitnehmer_innen das ganze Leben dem Job unterzuordnen, ist Teilzeit in den allermeisten Fällen eine Karrieresackgasse. Selbst wenn Frau gar keine Karriere machen will, stellt Teilzeitarbeit dennoch ein Problem dar. Weil solche Stellen den Traum vom guten Leben eben nicht finanzierbar machen, zumindest die meisten nicht. Eine Förderung von wenigen hundert Alphafrauen durch die gesetzliche Frauenquote in Aufsichtsräten ist jedenfalls kein Schritt in die richtige Richtung, auch wenn die dazugehörigen antifeministischen Abwehrreaktionen in der Diskussion schon das baldige Patriarchat und den Untergang der Wirtschaft propagieren. Schön wär's!

Statt Karriereförderung also Teilzeit für alle und das bei vollem Lohnausgleich. Dieser Vorschlag kam letztes Jahr auch aus dem Familienministerium: die 32-Stunden-Woche für Eltern. Auch wenn der Vorschlag selbst nicht sonderlich weitgehend war, wurde er in der großen Koalition sofort wieder abgeschmettert. Dabei rüttelte die Familienministerin Manuela Schwesig mit ihrem Vorschlag noch nicht einmal an dem (männlichen) Ideal der Vollerwerbstätigkeit, ebenso wenig wie an dem Steuermodell Ehegattensplitting, das maßgeblich zur Teilzeitfalle beiträgt. Das männliche Ernährermodell hält sich erstaunlich hartnäckig in Politik und Gesellschaft trotz neoliberaler Flexibilisierungstendenzen. Von staatlicher Seite ist insofern wenig zu erwarten und wie das Teilzeitleben ohne Prekarität zu haben ist,



darauf weiß die »Vier-in-einem-Perspektive« leider auch keine Antwort. Immerhin hält Frigga Haug in ihrem Ansatz die Perspektive eines Wandels der Gesellschaft aufrecht.

DIE RÜCKKEHR DER BIEDERMEIERIN

Die neoliberale Anforderung an Selbstoptimierung dringt in alle Bereiche ein, hat Körper und Geist schon längst erfasst und lässt ein dauererschöpftes Selbst zurück, das sich neben den obligatorischen Yoga- und Entspannungskursen wieder in das Privatleben flüchtet. Diese gesellschaftliche Entwicklung ist so omnipräsent, dass sie kaum mehr auffällt. Schaut man sich die gegenwärtige Auflagenexplosion von Zeitschriften, wie »Emotion slow« »sinn«, »slow« oder anderen neuen Lifestylemagazine an, deren zahlungskräftige Leser_innen die lebende Antithese zum propagierten Sterben der Printmedien darstellen, dann findet das bessere Leben in Zukunft wohl eher zu Hause und ganz im Privaten statt. Thematisiert werden (persönliches) Glück, Inspiration, Kreativität und die neue Langsamkeit, nach der man auch mal wieder öfters offline sein sollte, statt dem Leben hinterherzuhetzen. Kochrezepte und Bastelanleitungen geben den Trend vor: Selber machen, in sich kehren und das eigene Glück wieder bei sich selbst und im trauten Heim suchen: Die Rückkehr des Biedermeiers. Dabei dürfen jetzt auch Männer mal gärtnern und kochen, ohne als unmännlich zu gelten. Das ist nur ein kleiner Trost, denn die klassische Rollenverteilung bleibt unangetastet. Mal ganz abgesehen davon, dass die entsprechenden nachhaltigen, selbst gemachten und biologisch abbaubaren Produkte ein Vermögen kosten und ausgebrannte Mütter, die Lohn- und Sorgearbeit unter einen Hut bringen müssen, wohl kaum die Zeit, geschweige denn das Geld für den neuen Trend zur nachhaltigen Langsamkeit oder dem neuen Zeitwohlstand aufbringen können. Das bessere Leben ist also nur für die oberen fünf Prozent zu haben: Für Grünen-Wähler_innen mit eigenem Gemüsefeld im Vorgarten. Sucht man in diesen Magazinen andere Gesellschaftsentwürfe, eine politische Auseinandersetzung mit dem, was so alles aktuell falsch läuft oder gar mit globaler Ungleichheit, so wird man enttäuscht. Im sonstigen Blätterwald sieht es ähnlich aus. Wenn es überhaupt mal um das gemeinsame Zusammenleben in der Zukunft geht, dann eher in Form von Horrorszenarien, wie sie durch die Folgen des Klimawandels, der Endlichkeit von Ressourcen (Stichwort: *peak oil*) und anderen Umweltkatastrophen gesehen werden. Aber was folgt daraus? Statt neuer Konzepte, wie die Welt von morgen aussehen soll, ohne dass sie sich selbst abschafft, oder einem Austausch über Ressourcennutzung oder Mobilität in der Zukunft, geht es um neue Elektrofahräder und -autos, die sich auch noch ganz gut verkaufen lassen. Umweltschutz für Menschen mit viel Geld, der

Wohlfühlambiente mit ökologischen Fair-Trade-Produkten als Ablasshandel für das Gewissen anbietet.

SCHÖNE NEUE GETEILTE WELT?

Ähnlich gut zu vermarkten sind noch andere Trends, in denen der Wunsch nach gesellschaftlicher Veränderung und der Überdruß mit dem Überfluss durchscheint: An allen Ecken und Enden wird neuerdings geteilt: Autos, Betten, Bücher, Essen, Sex (airbnb, uber, carzgo, tinder etc.). Die *share economy* liegt im Trend und die, die rechtzeitig auf den Zug aufgesprungen sind, können auch noch aus dem Teilen Gewinn herauspressen. Die bessere Verwertbarkeit folgt der neoliberalen Tendenz von Beschleunigung, die durch eine effizientere Nutzung und Anpassung an die Nachfrage ermöglicht wird. Und wer hat's erfunden? Notorische Weltverbesserer_innen, die in Wohnprojekten wohnen, Containern gehen und ihren Urlaub mit Couchsurfen bestreiten. Ähnlich wie in dem Film »Matrix« wird auch hier jede erdenkliche Idee vom Kapitalismus gewinnbringend in das eigene System integriert.

Die Grenze zwischen verwertbar und veränderbar verfließt. Aber immerhin gibt es das Bewusstsein, dass teilen auch Spaß macht und Geld spart. Was bisher ausgeblieben ist, ist der große Trend zum Teilen von Verantwortung, Sorgearbeit und anderem. Die Altenpflege- oder Kinderbetreuungsteilbörse hat sich jedenfalls noch nicht durchgesetzt. Ganz offenbar ist sie hier auch nicht zu finden, die utopische Vorstellung vom besseren Leben.

FAMILIENPLANUNG AUF SNOOZE

Wenn ich mit meiner Geschlechterbrille auf utopische Entwürfe des letzten Jahres schaue, dann komme ich auch nicht am Social Freezing vorbei, also dem vorsorglichen Einfrieren von unbefruchteten Eizellen. Für die einen war das Thema, nachdem Google diesen Eingriff seinen Mitarbeiterinnen bezahlen wollte, der Inbegriff des entkoppelten und wild gewordenen Kapitalismus, andere sahen das klassische Familienmodell in Gefahr und wieder andere witterten die Möglichkeit es Männern gleichzutun, indem die Kinderfrage nicht ausgerechnet dann gestellt (und gelöst) werden muss, wenn wichtige Weichenstellungen in der Karriere anstehen. Da schwingt sie schon mit, die Utopie einer neuen Frau, die das Ticken der biologischen Uhr auf *snooze* stellen kann, um dem gesellschaftlichen Druck zumindest für eine Weile zu entgehen. Was bei der Diskussion allerdings mal wieder hinten runterfällt ist, dass damit eine Individualisierung und Abwälzung gesellschaftlicher Probleme, nämlich die Krise von Carearbeit auf Einzelne, stattfindet. Somit wird dieses Pro-

blem nur – na ja – man ahnt es schon, für Besserverdienende gelöst und soziale Ungleichheit eher reproduziert statt reduziert. Ganz zu schweigen davon, dass die Diskussion in einem streng heteronormativen Rahmen verläuft, ohne auf die Möglichkeiten für unterschiedliche Lebensweisen und sexuelle Identitäten hinzuweisen. Auch hier fehlt von der Utopie einer emanzipatorischen Reproduktionsmedizin für alle Menschen mal wieder jede Spur. Denn die Frage an die Medizin wäre ja, inwieweit sie die gesellschaftlichen Bedürfnisse befriedigt. Und zwar nicht nur die der oberen Zehntausend.

GRIECHISCHE VERHÄLTNISSE

Und Gemein(schafts)güter? So genannte Commons? Das ist doch dann fast schon »Communismus«, zumindest wenn man den neomarxistischen Wissenschaftlern Michael Hardt und Antonio Negri Glauben schenken will. Abgesehen davon, dass die beiden Herren leider auf dem Geschlechterauge blind sind, sind auch ihre Vorstellungen vom bevorstehenden Umsturz zwar wundervoll utopisch, doch gleichzeitig in bestehenden Bewegungen und Ansätzen von Subsistenzwirtschaft wenig erkennbar. Diese sind größtenteils Teile einer Elendsverwaltung oder zumindest eine soziale Abmilderung von staatlichen Kürzungs- und Sparprogrammen, wie sie zuletzt der griechischen Regierung durch die Troika aufgezwängt wurden und von denen Frauen am härtesten betroffen sind. Not macht erfinderisch, aber die Erfindung des schönen Lebens liegt auch hier (noch) in weiter Ferne. Eher das Gegenteil ist der Fall: Die großflächige Feminisierung von Armut in den zumeist südlichen Staaten von Europa, geht mit einer Erhöhung von häuslicher Gewalt bei gleichzeitiger Schließung von Frauenhäusern und anderen sozialen Einrichtungen oder Absicherungen einher.

DAS ENDE VOM LIED

Nun könnte man zu dem Schluss kommen, dass das schöne Leben innerhalb des bestehenden Systems eben gar nicht möglich ist, sich durch Adornos »Es gibt kein richtiges Leben im Falschen« bestätigt sehen, resignieren und darauf warten, dass sich der Kapitalismus schließlich selbst abschafft, indem die Welt kaputt verwertet wird. Keine schlechte Position für eine notorische Rechthaberin, aber spätestens nach der morgendlichen Zeitungslektüre wird schmerzlich bewusst, dass trotzdem das kleine Falsche auch im großen Falschen existiert. Und aus der Negation des Falschen leiten sich Möglichkeiten von partiellen Verbesserungen und vor allem die Notwendigkeit von Widerstand ab. So lassen sich auch Freiräume innerhalb der vorhandenen Zwänge erkämpfen und erobern, sei es das Leben in Wohnprojekten, die Kollektivierung von Einkommensverhältnissen und Reproduktionsarbeit, die (Re-)Politisierung des Feminismus oder die Thematisierung von der Krisenhaftigkeit des Kapitalismus und dessen Überwindung. Zum Beispiel durch das Projekt Degrowth¹, in dem die Perspektive einer Postwachstumsgesellschaft und damit die Endlichkeit von Ressourcen und des Kapitalismus, der sie ausbeutet, aufgemacht wird. Oder die Forderung einer Care Revolution, wie sie derzeit durch eine Vernetzung von Aktivist_innen und Wissenschaftler_innen im Care Bereich passiert (Vorstellung der Initiative in diesem Heft). Der Kreativität des Widerstandes sind in einer entgrenzten Wirklichkeit kaum Grenzen gesetzt. Das bringt mich wieder an den Anfang des Artikels zurück: Denn wer hat eigentlich Zeit, über die sie oder er selbst verfügen kann? Wann soll all das gesellschaftskritische und politische Denken und Handeln stattfinden? Klar ist: Damit der Luxus von Zeit und Selbstbestimmung für alle Menschen Wirklichkeit wird, muss noch einiges an Widerstand passieren. Ich für meinen Teil trete nun in einen Schreibstreik und werde damit auch nichts verändern, aber immerhin früher Feierabend machen.

Friederike Beier ist Frauenbeauftragte an der ASH, arbeitet beim Berliner Senat und beschäftigt sich viel mit Gleichstellungs- und Gender-Themen.

¹ Das Projekt Degrowth möchte „einen Raum für konkret-utopische Alternativen, zugleich aber auch für vielfältige konkrete Aktionen und ‚niedrigschwelliges‘ Engagement“ bieten, wie auf dem Blog nachzulesen ist: <http://blog.postwachstum.de/>

FÜR EINE CARE REVOLUTION!

Von großer Aufbruchstimmung und offenen Fragen

Dass ein Nerv der Zeit getroffen wurde, zeigte nicht zuletzt der große Andrang: Über 500 Menschen folgten im März 2014 der Einladung des AK Reproduktion, der Rosa-Luxemburg-Stiftung und des Feministischen Instituts Hamburg zu einer Aktionskonferenz mit dem Titel Care Revolution. »Her mit dem guten Leben!« hieß die zentrale Losung der Teilnehmenden. Für viel zu viele ist das gute Leben in den letzten Jahren immer weiter in die Ferne gerückt.

Gabriele Winker, eine der Initiatorinnen der Aktionskonferenz, spricht in diesem Zusammenhang von der Krise der sozialen Reproduktion und meint damit die immer größeren Lücken in der öffentlichen Daseinsvorsorge, die Ressourcen- und Zeitknappheit breiter Bevölkerungsschichten verursachen. Sie ist eine Folge des systemimmanenten Widerspruchs zwischen Profitmaximierung im Kapitalismus und den Bedürfnissen der Menschen. Zugespißt wird sie allerdings durch die politischen Entscheidungen zu Einsparungen bei den öffentlichen Dienstleistungen, verbunden mit Privatisierungen und der Kommodifizierung (»zur Ware werden« von engl. *commodity*) im sozialen Bereich, so etwa in den Bereichen Kinderbetreuung, Gesundheitsversorgung, Pflege, Assistenz, Bildung und Wohnraum. Auch von arbeitsmarktpolitischer Seite werden die Schrauben immer enger gedreht: sinkende Reallöhne, prekäre Beschäftigungen, entgrenzte Arbeitszeiten und Erwerbslosigkeit. Was hier in kurzen Stichworten trocken aufgezählt wird, führt auf der Seite der Subjekte zu ständiger Überforderung im Alltag. Immer mehr Menschen müssen neben einer erhöhten Belastung durch oder ohne Erwerbsarbeit die entstandenen Care-Lücken privat füllen. Steigende Krankenzahlen, Burn-outs, Depressionen sind Symptome dieses zugrunde liegenden Problemzusammenhangs.

Wer überhaupt und wie sehr davon betroffen ist, also wer in welcher Weise Zugang zu öffentlicher Daseinsvorsorge hat, wer sich eine gute Versorgung mit Care überhaupt leisten kann und wer für wen zu welchen Bedingungen – bezahlt oder unbezahlt – arbeitet, darüber entscheiden Geschlecht, Herkunft und Klassenzugehörigkeit. Noch heute werden Sorgearbeiten vor allem von Frauen getragen. Die Zuschreibung von Sorgetätigkeiten zu

einer mit Fürsorglichkeit verknüpften Idee des Weiblichen hat auch zur Folge, dass jene Bereiche sozial unsichtbar gemacht und abgewertet werden – was sich als schlecht bezahlte Lohnarbeit auch in kommodifizierter Form fortsetzt. Wo Frauen ausreichend Ressourcen haben, die Tätigkeiten weiterzudelegieren, geschieht dies darüber hinaus anhand rassistischer und klassenbezogener Linien – etwa an migrantische oft illegalisierte Hausarbeiter_innen.

Was den Hintergrund der Aktionskonferenz Care Revolution betrifft, ist damit allerdings erst die Hälfte der Geschichte erzählt. Denn nicht nur die Krisenphänomene breiteten sich immer weiter aus, auch die Kämpfe nahmen zu: vom Erzieherinnenstreik 2009 zu den oft regional ausgerichteten Warnstreiks von Pflegekräften, den Ansätzen einer Organisation von Hausarbeiter_innen und den kommunalen Auseinandersetzungen um Kinderbetreuung; von den vielfältigen politischen Auseinandersetzungen einer breiten Bewegung »Recht auf Stadt«, den kraftvollen Protesten gegen Zwangsräumungen, migrantischen Kämpfen um Bewegungsfreiheit bis zum Zusammenschluss selbstorganisierter Hausprojekte im Mietshäuser Syndikat und einer Commons-Bewegung, die im Bereich der Daseinsvorsorge alternative Lebensformen erprobt. Nicht zu vergessen die zahlreichen kleinen Initiativen, die sich mit der Aufwertung und Umgestaltung von Sorgearbeit beschäftigen oder sich als Patient_innen zusammengeschlossen haben. Kämpfe also, die sich auf vielfältige Weise alle für die grundlegenden Voraussetzungen der sozialen Reproduktion einsetzen und unter diesem Banner der Konferenz miteinander in Beziehung setzen. Die Stärke lag darin, nicht nur Erfahrungen auszutauschen und einen gegenseitigen Lernprozess anzustoßen, sondern dies auch und gerade über abgesteckte Bereiche hinweg geschehen zu lassen. So konnten Elterninitiativen von Mietauseinandersetzungen, Zusammenschlüsse von Patient_innen von selbstorganisierten Hausprojekten, Erzieher_innen von den Pflegestreiks lernen und andersherum. Es ging vor allem auch darum, die Sichtweisen und Probleme beruflicher Care Worker wie Erzieher_innen und Pflegekräfte mit den Erfahrungen von Menschen mit hohen familiären Sorgeverpflichtungen zusammenzubringen, ebenso

wie die Perspektive von Gebenden und Nehmenden wie etwa im Bereich der Assistenz. Nichts weniger als diese verschiedenen Beobachtungen und Einsichten in die Entwicklung neuer Sorge-modelle fließen zu lassen, die verschiedenen Subjekten gerecht wird, hatten sich die Initiatorinnen auf die Fahne geschrieben. Das Ziel: eine Care-Ökonomie, die nicht Profitmaximierung, sondern die Bedürfnisse der Menschen ins Zentrum stellt, und die Sorgearbeiten und Care-Ressourcen nicht nach rassistischen, geschlechtlichen oder klassenbezogenen Strukturierungen verteilt.

Im Zentrum standen daher von Anfang an der Austausch von Perspektiven und Erfahrungen sowie die gemeinsame Vernetzung als Grundstein einer starken Care-Bewegung. Schon im Vorfeld hatten sich über 60 Gruppen, Organisationen und Initiativen, die in verschiedenen Feldern sozialer Reproduktion – Hausarbeit, Gesundheit, Pflege, Assistenz, Erziehung, Bildung, Wohnen und Sexarbeit – aktiv sind, in den Vorbereitungsprozess eingebracht, sodass die Aktionskonferenz nur ein erster und vorläufiger Höhepunkt war, nicht jedoch Start- oder gar Ziellinie. Nicht von ungefähr enthält die auf dem Abschlussplenar verabschiedete Resolution allem voran eine gemeinsame Situationsbeschreibung und den Beschluss, auch in Zukunft als Netzwerk Care Revolution zusammenzuarbeiten. Die Form dafür blieb jedoch unkonkret.

Neben der Aufbruchstimmung, die zweifellos während dieses Märzwochenendes herrschte, blieben daher auch viele Fragezeichen bestehen. Zunächst verbindet das Netzwerk ein ungewöhnlich breites Spektrum. Einige sind bereits seit Jahrzehnten in linken und/oder feministischen Kreisen aktiv, andere sind durch die benannten Veränderungen in ihrem Alltag in eine Situation gekommen, in der sie sich damit auseinandersetzen. Manche sind Gewerkschafter_innen, viele haben einen akademischen Hintergrund, zahlreiche sind in außerparlamentarischen Bewegungen aktiv. So kommen im Netzwerk unzählige Politikstile und oftmals auch Ansätze zusammen, welche etwa die konkreten nächsten Schritte des Netzwerks betreffen. Damit einhergehend wiederholen sich auch in der Care Revolution gesellschaftliche Ausschlüsse, die es immer wieder zu reflektieren gilt. So ist es beispielsweise nicht selbstverständlich in welcher Sprache man spricht, welche Vokabeln benutzt werden und an wen man sich damit richtet. Das wurde nicht zuletzt bei den Formulierungen der Resolution ganz offensichtlich. Hier sind wichtige Lernprozesse vonnöten und eine vertrauensbildende Kommunikation. Zuletzt besteht für das Netzwerk Care Revolution eine besondere Schwierigkeit darin, dass viele der Aktiven von den für die Reproduktionskrise so typischen Erfahrungen des Zeitmangels und der Überforderung betroffen sind, engagieren sie sich doch gerade aus diesem Hintergrund heraus. Wie können sie sich anderer Care-Kämpfe annehmen, wenn die eigenen doch so präsent und kräftezehrend sind? Und wie kann vor diesem

Hintergrund der Schritt vom Austausch zur Intervention sein?

Anstatt jedoch vor diesen Schwierigkeiten das Haupt zu senken, diskutieren Menschen überall in Deutschland daran weiter. Seit der fulminanten Aktionskonferenz im März gab es weitere Treffen in Hannover und Frankfurt am Main, für die bundesweit mobilisiert wurde. Dabei wurden der Austausch weiter vorangetrieben und Nahziele gesetzt. So sollen 2015 Aktionen in verschiedenen Städten unter gemeinsamem Banner durchgeführt werden, etwa am Frauenkampftag oder am 1. Mai als »Tag der unsichtbaren Arbeit«. Gleichzeitig ist die Unterstützung der ver.di-Kampagne zur Aufwertung der Sozial- und Erziehungsdienste geplant, die auch Schwerpunktthema beim Netzwerktreffen in Hannover war, sowie die Beteiligung an einem Pflege-Ratschlag im Oktober. Für den Moment scheint die Diversität der Aktivitäten unter einem gemeinsamen Banner und die dezentrale Organisation die große Stärke des Netzwerks zu sein.

Dafür sprechen auch die regionalen Vernetzungen, die sich in verschiedenen Städten seit der Aktionskonferenz gegründet haben – so in Freiburg im Breisgau, in Hamburg, in Lübeck und in Berlin/Brandenburg. Sie entscheiden selbst über ihre Themen und Arbeitsweisen. So hat sich das Hamburger Netzwerk vorgenommen, sich gegenseitig in Aktionen und Streiks zu unterstützen, während in Berlin/Brandenburg über das Thema Sexarbeit diskutiert wurde und eine Veranstaltung dazu angedacht ist.

Es entwickelt sich etwas – in vielen kleinen Schritten und über viele Hürden hinweg. Und doch geht es nicht um das Kleinklein einer brüchigen Krisenlösung, sondern um die tatsächliche Revolutionierung der Verhältnisse. Denn so sagte schon Rosa Luxemburg: Die Revolution ist das größte, alles andere ist Quark!

Alexandra Wischnewski

ist im Netzwerk Care Revolution organisiert.

Das Netzwerk Care Revolution ist ein bundesweiter Zusammenschluss von über 70 Gruppen und Personen, die in verschiedenen Feldern sozialer Reproduktion – Hausarbeit, Gesundheit, Pflege, Assistenz, Erziehung, Bildung, Wohnen und Sexarbeit – aktiv sind.

Aktuelle Termine und Informationen:

<http://care-revolution.org/>

REFLEXIONEN ÜBER GENDER- UND QUEER-POLITISCHE DEBATTEN

auf der Tagung »Soziale Bewegungen als Chance für Hochschule und Gesellschaft« an der ASH Berlin

Die Tagung »Soziale Bewegungen als Chance für Hochschule und Gesellschaft«, die im Rahmen des Deutsch-Türkischen Wissenschaftsjahres vom 20. bis 23. Oktober 2014 an der ASH Berlin stattfand, brachte Wissenschaftler*innen, Aktivist*innen und Kunstschaffende zusammen, um Räume der Begegnung zwischen Wissenschaft und sozialen Bewegungen zu reflektieren.

Intersektionale Perspektiven auf Gender- und Queerpolitik in der Türkei und in Deutschland bildeten einen wichtigen programmatischen Schwerpunkt der Veranstaltung¹. Im Einzelnen stellten folgende Referent*innen ihre theoretischen Perspektiven und gesellschaftspolitischen Praxen zur Diskussion:

- Prof. Dr. Simten Coşar *Hacettepe Universität und Fachbeirätin von KaosGL*: »Die Frauenbewegung in der Türkei: Möglichkeiten einer feministischen Politik«
- Prof. Dr. Nükhet Sirman, *Boğaziçi Universität*: »Vom Feminismus zur Fraueninitiative für den Frieden«
- Aras Güngör, *Trans Beratungs- und Begleitungszentrum T-Der, Ankara*: »Trans-Perspektiven auf die LGBTI-Bewegung in der Türkei«
- Dr. Zülfikar Çetin, *Stiftung Wissenschaft und Politik*: »Rassifizierung in >Queer< Studies und in der Sozialen Arbeit«

Ausgehend von aktuellen Diskussionen in der feministischen und der LGBTI-Bewegung wurde in den Vorträgen die Notwendigkeit eines mehrdimensionalen Antidiskriminierungsansatzes thematisiert. Wie im Folgenden beschrieben, konnte anhand von sehr unterschiedlichen Beispielen aufgezeigt werden, warum Kämpfe gegen Sexismus, Heteronormativität und Transphobie stets in Verschränkung mit anderen Konstellationen von sozialer Ungleichheit, wie Rassismus und Klassenverhältnissen, zu betrachten sind.

INTERSEKTIONALE PERSPEKTIVEN IN DER FRAUENBEWEGUNG

Laut der feministischen Initiative *Uçan Süpürge* (Fliegender Besen) gibt es derzeit über 400 Frauenorganisationen unterschiedlicher Ausrichtung in der Türkei.² Diese Vielfalt ist der Politikwissenschaftlerin Simten Coşar zufolge maßgeblich auf die Entstehung unabhängiger feministischer Organisationen ab den 1980er-Jahren zurückzuführen. Die vorhergehende kemalistische Ära (ab den 1920ern) war durch eine staatstragende Genderpolitik geprägt, die sich dem republikanischen Projekt der Konstitution einer modernen, ethnisch homogenen Nation verschrieb. Diese setzte sich zwar für die Gleichberechtigung von Frauen im öffentlichen Leben ein, versäumte es aber, sich mit genderspezifischen Machthierarchien in der Privatsphäre auseinanderzusetzen. Im Gegensatz dazu entstanden in den letzten 30 Jahren, paradoxerweise nach dem Militärputsch, zahlreiche feministische Basisorganisationen, die sich an der

¹ Zu den weiteren Themenkomplexen zählten der Gezi-Aufstand, Refugee-Proteste und Recht-auf-Stadt-Initiativen. Das komplette Tagungsprogramm finden Sie unter <http://www.ash-berlin.eu/infothek/veranstaltungen/tuerkei-woche/programm/>

² Die Datenbank der Frauenorganisationen kann online abgerufen werden unter <http://www.ucansupurge.org>

Schnittstelle zu linken, kurdischen bzw. islamischen politischen Zusammenhängen positionieren oder projektbasiert arbeiten.

Das breite politische Spektrum der Bewegung stellt Frauenrechtlerinnen jedoch vor die Herausforderung, sich auf einen Standpunkt zu einigen, der als gemeinsame Grundlage für eine kritische Auseinandersetzung mit der vorherrschenden neoliberalen Wirtschaftspolitik und dem islamistisch-nationalistischen Konservatismus in der Türkei dienen könnte (vgl. Coşar, 2011 und 2008). Wie Coşar betonte, gelingt es der Frauenbewegung zwar punktuell immer wieder (bspw. bei dem Thema Gewalt gegen Frauen) Interessenskoalitionen zu bilden, gemeinsame Forderungen zu artikulieren und eine kritische Öffentlichkeit zu mobilisieren.³ Dennoch bleiben die Positionen von säkularen und muslimischen Aktivistinnen, oder die der Linken und Liberalen oftmals weit voneinander entfernt. Zudem tragen ethnisierte Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die >weiße< Türcinnen bspw. gegenüber Kurdinnen, Romnija oder Araberinnen privilegieren, zur weiteren Fragmentierung der Frauenbewegung bei.

WIE KANN DIESEM GENDER-POLITISCHEN IMPASSE GEGENGESTEUT WERDEN?

Die im Jahr 2009 gegründete feministische Friedensinitiative BİKG (*Barış Kadın Girişimi*⁴) kann als eine konkrete Antwort der Bewegung auf diese Frage gesehen werden. Die Soziologin Nüket Sirman erläuterte, dass die BİKG-Aktivistinnen gesellschaftlich durchaus unterschiedlich positioniert sind, aber das Anliegen teilen, die laufenden Friedensverhandlungen zwischen der türkischen Regierung und den kurdischen Parteien durch eine dezidiert feministische Perspektive kritisch zu begleiten. Im Mai 2013 veröffentlichte BİKG einen umfassenden Bericht, in dem die aktive und gleichberechtigte Beteiligung von Frauen an den Verhandlungen und an der Aufarbeitung von Kriegsverbrechen gefordert wird. Des Weiteren erläutern die Verfasserinnen des Berichts wie sozialpolitische Maßnahmen, bspw. die Schaffung von kurdischsprachigen Angeboten im öffentlichen Dienst und im Bildungswesen, sich auf die gesellschaftliche Teilhabe von Frauen auswirken (vgl. BİKG, 2013).

Durch die Fokussierung auf den Friedensprozess besitzt BİKG ein klares Profil. Gleichzeitig gelingt es, eine intersektionelle Perspektive zu entwickeln und ein gesellschaftspolitisch

breites Feld abzudecken. Somit steht BİKG für eine zeitgenössische feministische Praxis, die die Verschränkung von Kämpfen als Grundlage für eine konstruktive Zusammenarbeit zwischen Aktivistinnen unterschiedlicher Ausrichtung sieht.

TRANS*-PERSPEKTIVEN AUF DIE QUEER-BEWEGUNG

Auf die Ungleichheitsverhältnisse innerhalb der LGBTI-Bewegung in der Türkei ging der Aktivist und Politikwissenschaftler Aras Güngör in seinem Vortrag ein. Er erläuterte, wie sich die Dominanz schwuler Aktivist*innen in der LGBTI-Bewegung auf politische und finanzielle Entscheidungsprozesse auswirkt und beschrieb, wie Narrative über die Geschichte der Bewegung durch die schwule diskursive Hegemonie verzerrt werden. Als weiteres Beispiel für Exklusionsprozesse innerhalb der Bewegung wurde die Ausblendung von Trans*Männern genannt. Auf der Ebene der Repräsentationspolitik zieht Güngör daraus die Konsequenz, auf das Akronym »LGBTI« zu verzichten und Lesben, Bisexuelle, Trans* und Intergeschlechtliche jeweils explizit als identitäre Gruppen zu benennen. Nur so könne eine selbstbestimmte Vertretung der jeweiligen Positionen, Kämpfe und Forderungen gewährleistet und eine gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe ermöglicht werden.

In seinem Beitrag machte Güngör insbesondere auch auf die mehrdimensionalen Diskriminierungserfahrungen von Trans*Männern aufmerksam. Als Ursache benannte er sowohl die heteronormative Gesellschaftsstruktur der Türkei als auch die in der LGBTI-Bewegung vorherrschende Homonormativität. Um gegen diese multiplen Exklusionsmechanismen zu kämpfen, wurde 2013 in Ankara das Beratungszentrum für Trans*Personen (T-Der) gegründet. Der Verein bietet insbesondere Trans*Männern Unterstützung bei juristischen, medizinischen und (sex-)arbeitsbedingten Problemlagen, stärkt Empowerment-Prozesse und liefert so einen wichtigen Beitrag zum Abbau von Hierarchien innerhalb der LGBTI-Bewegung.

RASSISMUSKRITISCHE PERSPEKTIVEN

Mit der Verstrickung der Queer-Bewegung in gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsstrukturen beschäftigte sich auch

der Vortrag des Soziologen Zülfükar Çetin. Am Beispiel der LGBTI-Bewegung in Deutschland erläuterte er, wie die Dominanz von weißen Queer-Organisationen – spätestens nach 2001 – die Rassifizierung und Marginalisierung von Queer of Colour sowie die Kriminalisierung von >muslimischen< Migrant*innen Communities verstärkt hat.

In seiner Argumentation bezog sich Çetin auf drei konkrete Felder (vgl. auch Saadat-Lendle/Çetin, 2014): Erstens zeigte er am Beispiel des Berliner Überfalltelefons Maneo auf, wie in der Sozialen Arbeit homophobe Gewalt mitunter primär als ein Problem junger >türkischer< bzw. >muslimischer< Männer gehandelt wird. Zweitens problematisierte er anhand von Studien der Universitäten Kiel und Jena, die vom Lesben- und Schwulenverband Deutschland (LSVD) in Auftrag gegeben worden waren, wie die Kulturalisierung und Rassifizierung von Homophobie »wissenschaftlich« legitimiert wird. Und drittens kritisierte er, im Hinblick auf die Reproduktion kulturalisierender und rassifizierender Zuschreibungen, die staatliche Verteilungspolitik im Bereich der Sexual- und Geschlechterpolitik, insbesondere die gängigen Mechanismen der institutionellen Anerkennung und Auftragsvergabe.

FAZIT

Die genderpolitisch ausgerichteten Vorträge und Diskussionen auf der Tagung »Soziale Bewegungen als Chance für Hochschule und Gesellschaft« verdeutlichten die Herausforderungen, vor denen feministische und Queer-Bewegungen derzeit stehen und zeichneten anhand von konkreten Beispielen aus der aktivistischen Praxis die Konturen einer mehrdimensionalen Antidiskriminierungsarbeit. Als Fazit kann festgehalten werden, dass Bewegungen stets ihre Verstrickung in die Reproduktion von gesellschaftlichen Machtverhältnissen reflektieren müssen, um ihren eigenen emanzipativen Ansprüchen auch langfristig gerecht werden zu können. Es geht mitnichten darum, Gender als soziale Kategorie anderen Ungleichheitsverhältnissen unterzuordnen, sondern im Geiste der Graswurzelrevolution vom Gezi-Park genderpolitische Positionen als konkrete Momente zu artikulieren, die in direktem Zusammenhang mit gesamtgesellschaftlichen Kämpfen stehen.

Zülfükar Çetin
ist promovierter Soziologe und Lehrbeauftragter an der ASH.

Esra Erdem
ist Professorin für Sozialökonomie und Sozialmanagement an der ASH.

Literatur

BİKG, BARIŞ KADIN GİRİŞİMİ (2013): Çözüm Süreci Raporu. URL: https://dl.dropboxusercontent.com/u/2389990/bikg%20raporu_2014.2.3.pdf

COŞAR, S. & YEĞENOĞLU, M. (2011): New Grounds for Patriarchy in Turkey? Gender Policy in the Age of the AKP. South European Society and Politics, 16(4), 555–573.

COŞAR, S. (2008): Turkish Women's Movement at Crossroads: From Women's Rights Advocacy to Feminism. South European Society and Politics, 13(3), 325–343.

SAADAT-LENDLE, S. & ÇETİN, Z. (2014): Forschung und Soziale Arbeit zu Queer mit Rassismuserfahrungen. In: Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hg.), Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTT*, Queer- und Geschlechterforschung (233–250). Transcript, Bielefeld.

³ Beispielsweise führte zuletzt die brutale Vergewaltigung und Ermordung einer Studentin im südlichen Mersin im Februar 2015 zu landesweiten Protestaktionen.

⁴ Die Homepage von BİKG enthält Informationen auf Türkisch, Kurmanci und Englisch. Siehe www.barisinkadinlar.com

FRAUEN*VOLLVERSAMM- LUNG: SEXISMUS UND SEXUELLE BELÄSTIGUNG AN DER ASH?

Gegen die Verschwiegenheit und für eine kritische Analyse von Sexismus und sexueller Belästigung an der Hochschule.



Es scheint sogar schwieriger sich an einer »reflektierten« Hochschule Gehör zu verschaffen. Auf einen kurzen Input von Friederike Beier aus dem Frauenbüro, als Einführung in die Thematik, folgte ein World Café mit unterschiedlichen Stationen. An insgesamt vier Tischen wurde das Thema Sexismuserfahrungen und sexuelle Belästigung an der Hochschule, sowie an einem Tisch »sexuelle Belästigung im Berufsfeld der Studierenden« behandelt.

WAS IST SEXISMUS?

Um einen Überblick davon zu bekommen, wie weitreichend Sexismus sein kann, wurde darauf von Friederike Beier zu Anfang der Frauen*vollversammlung eingegangen: »Sexismus bezeichnet Diskriminierung und Unterdrückung von Menschen aufgrund ihrer Geschlechterzugehörigkeit. Alles was Geschlecht und sexuelle Ausrichtung ausmacht, ist von Geschichte und Sozialisation geprägt, die wiederum von Herrschaftsverhältnissen bestimmt sind. Damit ist Geschlechtlichkeit zwar auch veränderbar, was insbesondere durch den Gender-Begriff zum Ausdruck kommt. Gleichzeitig ist Geschlechterdiskriminierung in ihren Grundzügen außerordentlich beständig. Dazu gehören Herrschaft und Macht, die nicht nur, aber hauptsächlich von Männern ausgeübt wird: Darum spricht man von »Patriarchat« bzw. »hegemonialer Männlichkeit«. Zu Sexismus gehören aber

auch Aspekte, wie Heteronormativität, was Heterosexualität als gesellschaftliche Norm meint und die Einteilung in zwei angeblich biologisch eindeutige Geschlechter, aufgrund derer Menschen unterschiedlich privilegierte Orte in der Gesellschaft zugesprochen bekommen. Auch wenn diese Einteilung in zwei (und nicht mehr oder weniger) Geschlechter sozial konstruiert ist, ist sie dennoch als solche wirkmächtig. Durch eine lange und kämpferische Geschichte von Frauenbewegungen und feministischen Kämpfen wurde zwar schon einiges erreicht, doch werden hauptsächlich Frauen* nach wie vor strukturell, aber auch in alltäglichen Interaktionen und Institutionen, zu denen auch Hochschulen gehören, diskriminiert, indem ihnen beispielsweise Karrierewege versperrt oder schwerer zugänglich gemacht werden. Demnach beinhaltet Sexismus also nicht nur sexistische Sprüche und Verhaltensweisen oder sexistische Werbung, sondern auch die Tatsache, dass Frauen durchschnittlich 22% weniger verdienen als Männer, von ihnen erwartet wird sich für die Kindererziehung aufzuopfern oder sich um soziale Belange zu kümmern. Ein Problem ist auch der sogenannte benevolente Sexismus, also *wohlwollender Sexismus*, der subtil und gut gemeint daherkommt. Nach dem Motto: Frauen haben eine schönere Handschrift und sollten deswegen Protokoll schreiben oder sie hätten einen größeren Gemeinschaftssinn und sollten deswegen die Geburtstage im Team organisieren. Obwohl »wohlwollender Sexismus« in sich widersprüchlich scheint, würdigt dieser Term den Umstand, dass manche Formen von Sexismus (für den Täter) subjektiv vorteilhaft scheinen. Oftmals charakterisieren sie Frauen als reine, pure Lebewesen, die beschützt, unterstützt und bewundert werden sollten und deren Liebe notwendig ist, um einen Mann zu vervollständigen. Diese Idealisierung von Frauen impliziert gleichzeitig, dass sie schwach und vor allem auf herkömmliche Geschlechterrollen beschränkt sind. Diese Darstellung bzw. Zuschreibungen finden sich auch oft in der Werbung und gehen mit einer Objektivierung von Frauen einher.

AUCH AN DER ASH BERLIN: SEXIS- MUS UND SEXUELLE BELÄSTIGUNG IN HOCHSCHULVERANSTALTUNGEN

Das Belegen von Gender-Seminaren ist in fast allen Studiengängen der ASH Berlin Pflicht. Die Ursache und der Umgang mit sexueller Belästigung werden darin in der Regel aber nicht thematisiert. Dennoch erleben Student_innen, dass sich eine Art Sättigung eingestellt hat. Das Thema Gender-Sensibilität provoziere außerhalb von Pflichtseminaren oft nur noch genervte Reaktionen, denn es würde sich ja bereits zur Genüge mit der Thematik auseinandergesetzt.

Dabei scheint außerhalb der konkreten Beschäftigung mit

Gender-Themen genug Raum für Kommilitonen sich anzüglich gegenüber Student_innen zu verhalten. Neben Ungleichheitserfahrungen, wie dem Zitieren mehrheitlich männlicher Wissenschaftler und dem Dominieren der Redeanteile von Männern*, berichteten Student_innen auch von ganz direkter sexueller Belästigung. Häufig seien sexistische Anspielungen und Sprüche vonseiten (meist älterer) Professoren der Hochschule zu hören. Auf diese antworten Student_innen oft mit Lachen, weil sie sich aufgrund von Unsicherheiten und dem hierarchischen Machtgefälle nicht anders zu verhalten wissen. Gegen Aussagen, wie: »Unsere hübschen Studentinnen ...« ist es auch schwer in einer sexistisch geprägten Gesellschaft anzugehen und das vermeintlich gut gemeinte Kompliment schlicht und einfach als das zu entlarven, was es ist: Eine sexistische Äußerung, die Frauen auf ihr Äußeres reduziert und Raum bietet, diese als bloße Sexualobjekte zu betrachten. In diesem Kontext spricht man auch von benevolentem, also wohlwollendem Sexismus, der nichtsdestotrotz sexistisch ist.

Als Perspektive für den weiteren Umgang an der Hochschule wurde die Idee entwickelt, gleich zu Beginn des Studiums und in der einführenden Sitzung jedes Seminars, sexuelle Belästigung und Sexismus zu thematisieren, um zu verdeutlichen, dass an der ASH Berlin keine sexistischen Äußerungen geduldet werden. Die Verantwortung für die Bekämpfung von Sexismus könne jedoch nicht nur bei den Studierenden liegen. Zwischen Studierenden und Dozierenden besteht ein Machtgefälle, weshalb es von besonderer Wichtigkeit ist, dass auch Lehrende sich des Themas annehmen und Verantwortung übernehmen. An das Frauenbüro richteten sich die Wünsche, mehr Präsenz zu zeigen und dadurch besser als Anlaufstelle identifizierbar und für weitere Unterstützungsverfahren ansprechbar zu sein. Für einen echten Kulturwandel an der ASH Berlin ist es aber notwendig, dass Lehrende und Studierende zur Selbstreflexion bereit sind und den praktischen Umgang von antisexistischen Verfahren erproben, wie z. B. das Nutzen einer nach Geschlecht quotierten Redeliste.

... IN DER MENSA UND AUF DER PARTY ...

Sexistische Belästigungen finden nicht nur in Veranstaltungen statt, sondern im gesamten hochschulöffentlichen Raum. Dazu zählen beispielsweise das Foyer, die Mensa, die Werkstätten und auch die Facebook-Seite der ASH Berlin.

Insbesondere auf Studierendenpartys ließen sich des Öfteren Vorfälle vermerken. So kam es zu Vorfällen, welche die persönlichen Grenzen der Betroffenen überschritten haben und deshalb klare Übergriffe sind. Diese gehen von sexistischen Anmach-

¹ Das Sternchen markiert Begriffe wie, »Frauen«, »Männer«, »Mädchen«, »Jungen« als konstruierte Zuschreibungen. Es weist darauf hin, dass es sich nicht um eine neutrale oder objektive Gesetzmäßigkeit handelt. In diesem Fall werden damit keine Selbstbezeichnungen, sondern gesellschaftlich zugeschriebene Rollen beschrieben.

² Wir als Frauenbüro präferieren den Begriff sexualisierte Belästigung gegenüber dem der sexuellen Belästigung, da Gewalt mit den Mitteln der Sexualität angewandt wird und es sich dabei nicht um gewaltsame Sexualität handelt, dennoch erschien uns zweiterer gängiger und wurde daher in den Titel mit aufgenommen.

sprüchen bis hin zu körperlichen Grenzüberschreitungen. Besonders betroffen sind Studierende im ersten Semester, da sie zwar oftmals sexuelle Belästigung als unangenehme Situation erkennen, aber ihnen das Wissen fehlt, um Vorfälle einzuordnen und entschieden reagieren zu können. Zudem erweist es sich für die sogenannten »Erstis« als weitaus schwieriger ernst genommen zu werden, da es ihnen an einem gewissen »hochschulinternen Standing« fehlt. Außerdem gibt es in der Regel kaum Informationen über Anlaufstellen und Unterstützungsmöglichkeiten, wie sie etwa durch den Kontakt mit den Frauenbeauftragten gewährleistet werden können. Im Allgemeinen ließ sich die erschütternde Bilanz ziehen, dass Frauen sich häufig allein gelassen fühlen. Im konkreten Fall der Semesterpartys wünschten sich die Studierenden Awareness-Strukturen³ sowie im Anschluss Frauen-Nacht-Taxis. Außerdem wurde die Forderung nach von der Hochschule finanzierten Selbstverteidigungskursen gestellt.

... UND DANN SPÄTER AUCH IM JOB

Eine weitere Situation, in der Studierende sexistische Vorfälle erleben, ist das Berufsfeld – während des Praktikums oder im Anschluss an das Studium. Sexuelle Belästigung findet in diesem Fall zwar nicht an der Hochschule statt, doch eine verantwortungsvolle Hochschule sollte ihre Studierenden darauf vorbereiten, dass die Strukturen der Care-Arbeit sexuelle Belästigungen begünstigen. Gerade in den Pflege- und Therapieberufen, in denen notwendigerweise in Intimsphären gearbeitet werden muss, haben viele Frauen Grenzverletzungen erfahren. Doch auch in den Beratungssituationen in der Sozialen Arbeit, in denen Körperkontakt normalerweise nicht vorkommt, begünstigen die Rahmenbedingungen sexistische Geschlechterhierarchisierungen. Statt diese Erfahrungen in der Arbeitsstelle zu thematisieren und zu problematisieren, suchen die Frauen* das Problem in der Regel bei sich. Viele Frauen* geben sich selbst die Schuld bei Übergriffen und stellen ihre eigene Professionalität infrage, anstatt die Vorfälle als sexuelle Belästigung zu begreifen.



³ Awareness-Strukturen sollen Menschen, die von sexualisierter Gewalt und/oder Diskriminierung betroffen sind, auffangen und helfen. Auf Partys können beispielsweise sogenannte »Awareness-Teams« als Ansprechpartner_innen fungieren und bei Konflikten den Betroffenen unterstützend zur Seite stehen.

⁴ Auf der Suche nach Berichten über sexuelle Belästigung fällt auf, wie erstaunlich viel darüber im Internet kursiert, als ein Phänomen, dem die Mehrzahl der Student_innen schon einmal ausgesetzt war und mit dem sich selbst Mainstream Medien bereits beschäftigt haben, die ebenfalls zu dem Fazit kommen, dass an Hochschulen die Thematik lieber verschwiegen wird, siehe dazu: <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/sexismus-an-den-hoch-schulen-wird-haeufig-tabuisiert-a-909147.html> oder <http://www.zeit.de/2014/25/sexuelle-belaestigung-universitaet-deutschland>

Hinzu kommen Barrieren der Kommunikation. Auch in den sozialen Berufen steht das überwiegend weibliche Personal unter der Führung von wenigen Männern*. Bereits in den 1970ern wurde kritisiert, dass sich die Mehrheit der Frauen in der Sozialen Arbeit bloß der sogenannten Gefühlsarbeit zuwenden durfte und die Männer* in der Lehre und leitenden Funktionen vertreten waren. Noch immer sind 87% der Stellen im pädagogischen Bereich mit Frauen besetzt. Der Frauenanteil lag 2007, ohne die Kindertagesbetreuung miteinzubeziehen, bei 68% in den Jugendhilfefeldern. »Während fast 70% der Beschäftigten hier weiblich sind, verfügen sie lediglich über 45% Leitungskompetenz.« (Wallner, 2008, S. 43) Neben den eigenen Schuldgefühlen und dem Infragestellen der eigenen Professionalität, stellt dieser Umstand eine enorme Hürde dar, Vorfälle anzusprechen und öffentlich zu machen.

Die Häufigkeit der Vorfälle sexueller Belästigungen im Arbeitsfeld steht in einem dramatischen Gegensatz zum Umfang der Aufklärung während des Studiums: Weder in Gender-Seminaren der Hochschule noch durch Betreuer_innen der Praktikumsbegleitung oder in Supervisionen wird auf mögliche Vorfälle und den Umgang damit aufmerksam gemacht, dabei kommen solche Fälle nicht selten vor.⁴

In den Praxismodulen wird die folgenreiche Belästigung am Arbeitsplatz einfach ausgeklammert. Dies erschwert zusätzlich die Möglichkeit sich auszutauschen und Erfahrungen als sexuelle Belästigung zu erkennen und dagegen anzugehen. Hier besteht ein dringender Handlungsbedarf: Es müssen Räume geschaffen werden, in denen Vorfälle thematisiert und verarbeitet werden können – im Studium, aber auch danach. Aufklärung im Rahmen der Seminare tut not, sowie eine geschulte Begleitung von Praxismodulen.

UND JETZT??

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Die Themen Sexismus und sexuelle Belästigung müssen zu einem integralen Bestandteil aller Studiengänge an der ASH Berlin werden. Außerdem sollte es ein zentraler Aspekt von Praxisbegleitung und Supervision werden. Darüber hinaus wäre wünschenswert, Gesprächsrunden und Fortbildungen für Absolvent_innen anzubieten. Es muss mehr informiert werden, dazu gehört auch, dass die hochschulinterne Bibliothek, mehr Literatur mit diesem Schwerpunkt zur Verfügung stellt.

Doch nicht nur die explizit ausgewiesenen Gender-Seminare sollten geschlechtsspezifische Benachteiligungen und Rollenzwänge thematisieren, sondern in allen Hochschulbereichen muss Gender-Kompetenz als zentraler Bestandteil der professionellen Haltung verstanden werden. Dazu gehört auch das Aner-

kennen und Thematisieren sexistischer Strukturen. Das Frauenbüro hat aus diesem Grund die Fortbildungsreihe »Gender2Go« entwickelt. In dieser Reihe wird Basiswissen zum Thema Gender vermittelt. Die Reihe richtet sich an alle, die etwas über Gender wissen möchten, aber nicht die Möglichkeit haben, sich vertieft mit dem Thema auseinanderzusetzen.

Abschließend lässt sich aus unserer Perspektive festhalten, dass die Frauen*vollversammlung ein Erfolg war, weil in offener Atmosphäre schwierige Erfahrungen angesprochen werden konnten. Erschreckend war jedoch, wie viele Studierende bereits sexualisierte Erfahrungen an der Hochschule machen mussten und daraufhin nicht mal angemessene Unterstützung erfahren haben bzw. sich nicht zu helfen wussten. Es zeigt sich wieder einmal, kritische Reflexion ist und bleibt notwendig. Sexualisierte Gewalterfahrung gilt in unserer Gesellschaft als persönliches Trauma. In den seltensten Fällen werden Übergriffe überhaupt strafrechtlich verfolgt, doch reicht es nicht aus, »sexuelle Gewalt als individuelle Katastrophe zu betrachten« (Brensell, 2008, S. 4). Die strukturellen Gewaltverhältnisse, welche die tagtäglichen Sexismuserfahrungen begünstigen, müssen aufgedeckt werden. Die ASH Berlin steht den gesellschaftlichen Bedingungen nicht gegenüber, sondern ist Teil davon. Durch das Schaffen von Transparenz, präventiven Veranstaltungen und Angeboten kann die Hochschule einen wichtigen Beitrag zu einer neuen Kultur ohne Sexismus leisten.

Sina L

hat an der Alice Salomon Hochschule im Master Praxisforschung in Sozialer Arbeit und Pädagogik studiert und ist seit August 2014 im Frauenbüro als studentische Mitarbeiterin tätig.

Literatur

LOETZ, F. (2012): Sexualisierte Gewalt 1500–1850. Plädoyer für eine historische Gewaltforschung. Frankfurt/Main: Campus Verlag

POHLKAMP, I.; RAUW, R. (2010): Mit Lust und Beunruhigung. Heteronormativitätskritik einbringen, in: Busche, M.; Maikowski, L.; Pohlkamp, I.; Wesemüller, E. (Hg.): Feministische Mädchenarbeit weiterdenken. Bielefeld: Transcript Verlag, S. 21–36

WEBER, M.; ROHLER, C. (1995): Sexueller Missbrauch. Jugendhilfe zwischen Aufbruch und Rückschritt. Münster: Votum Verlag

BRENSELL, A. (2008): Arbeit gegen sexuelle Gewalt: Immer in Beweispflicht! http://www.lara-berlin.de/fileadmin/DATEN/downloads/LARA_taz-beilage_web.pdf (10.04.2015)

<http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/sexismus-an-den-hoch-schulen-wird-haeufig-tabuisiert-a-909147.html> (03.04.2015)

<http://www.zeit.de/2014/25/sexuelle-belaestigung-universitaet-deutschland> (06.03.2015)

»CARE REVOLUTION – SCHRITTE IN EINE SOLIDARISCHE GESELLSCHAFT«

von Gabriele Winker

Das Buch »Care Revolution« reiht sich ein in die vielen Neuerscheinungen der feministischen Theorie zum Thema Care Ökonomie. Doch anders als viele meist wissenschaftliche Publikationen, geht es Gabriele Winker nicht nur darum, den Status quo von Sorge- und Reproduktionsarbeit bzw. deren politische und ökonomische Prämissen darzustellen. Wie der Untertitel bereits vermuten lässt, werden Möglichkeiten aufgezeigt, wie eine Gesellschaft, die an menschlichen Bedürfnissen anstatt an Profitmaximierung ausgerichtet ist, erreicht werden kann. Gerade für Studierende, aber auch andere Angehörige der ASH Berlin ist dieses Buch sehr zu empfehlen, da es eine Einordnung der derzeitigen Bedingungen von Care-Arbeit vornimmt, die Soziale Arbeit, Gesundheit und Pflege sowie Erziehungs- und Betreuungsarbeit mit einschließt.

In dem Buch »Care Revolution« werden in der Einleitung und im ersten Kapitel die theoretischen Grundlagen leicht verständlich erklärt. So wird etwa ausführlich auf die Begriffsgeschichte und Definition von Reproduktions- und Care-Arbeit eingegangen. Darauf folgt die Beschreibung des historischen Wandels vom Ernährermodell zu Zeiten des Fordis-

mus hin zu »Arbeitskraftmanager_innen« im Neoliberalismus. Dabei werden der neoliberale Umbau des Sozialstaates genauso thematisiert, wie aktuelle Entwicklungen in der Pflege- oder Familienpolitik.

Das nächste Kapitel widmet sich den Arbeitsbedingungen, insbesondere der Zeitnot und den Existenzängsten von Care-Arbeitenden, wobei die Autorin beispielhaft auf Erzieher_innen, Pflegekräfte und Care-Beschäftigte in Privathaushalten eingeht. Sorge-Arbeitende, einschließlich der sozialen oder pädagogischen Berufe, in denen sich die Arbeitsbedingungen zunehmend verschlechtern und der Prämisse der Profitmaximierung ausgesetzt sind, leiden zusätzlich unter begrenzter Zeit für Selbstsorge und Reproduktionsarbeit, was sich kurzfristig in Stress und langfristig in Erschöpfungszuständen niederschlägt. Dazu konstatiert Gabriele Winker: »Beschäftigte [des Care-Sektors] leben in dem

Widerspruch, dass sie die Rahmenbedingungen, die ihre Institution schafft, kritisch sehen und gleichzeitig alles dafür tun, die Auswirkungen dieser schlechten Bedingungen durch immer noch größeren Arbeitseinsatz auszugleichen.« Damit trifft sie

Buch:

GABRIELE WINKER,
CARE REVOLUTION
– SCHRITTE IN EINE
SOLIDARISCHE
GESELLSCHAFT

transcript Verlag Bielefeld 2015,
208 Seiten, 11,99 Euro.

ein Kernproblem der spezifischen Konstitution von bezahlter Sorge-Arbeit, in der die staatlich verordnete Spardoktrin auf Kosten der Beschäftigten und der zu pflegenden bzw. zu betreuenden Menschen geht.

Im nächsten Kapitel geht es um die Krise sozialer Reproduktion, die anhand unterschiedlicher Ausprägungen, wie den steigenden Kosten der Reproduktion im Gesundheitsbereich, dem Fachkräftemangel aufgrund der hohen Belastungen in der Reproduktionsarbeit sowie der Demotivation und krankheitsbedingten Ausfälle der Beschäftigten plastisch dargestellt wird. Theoretisch wird die Krise sozialer Reproduktion als Moment der Überakkumulationskrise des Kapitalismus verortet. Die letzten beiden Kapitel widmen sich schließlich Strategien zur Überwindung der Krise, stellen unterschiedliche Care-Initiativen, die Chancen gemeinsamen Handelns und das Konzept der Care Revolution als Transformationsstrategie vor. Dass der Weg in eine solidarische Gesellschaft sehr skizzenhaft und undeutlich bleibt, ist weniger der Autorin selbst anzulasten, als den aktuellen gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen und den erschwerten Bedingungen für eine sogenannte Care Revolution oder auch eine Care Bewegung, die durch die Arbeitsbedingungen und Unsichtbar-machungen im Sorge-Sektor bedingt sind.

Die Autorin plädiert für eine Selbstverwaltung und -organisation der Care-Arbeit, die andere politische Strategien wie den Ausbau der sozialen Infrastruktur ergänzen sollen. Dabei besteht allerdings die Gefahr, dass solche Versuche die Kosten der sozialen Reproduktion weiter senken und dem kapitalistischen System eher nutzen als schaden. Trotzdem sind die bisher unternommenen Versuche der Organisation im Netzwerk Care Revolution von dem Versuch geprägt, sich auch unter widrigen Bedingungen und unterschiedlichen politischen Vorstellungen zu vernetzen und das zentrale Anliegen voranzutreiben, Care-Arbeit sichtbar zu machen und weiter zu forcieren (Vorstellung des Netzwerk Care Revolution in diesem Heft). Für solche Organisationsansätze bietet das Buch eine gute Grundlage. Es ist aber auch allen ans Herz zu legen, die sich bisher wenig oder gar nicht mit dem Thema der Care Ökonomie auseinandergesetzt haben, da es, leicht verständlich und mit Zahlen eindrucklich belegt, in die verschiedenen Komponenten der feministischen Care-Debatte einführt.

Auch wenn an manchen Stellen eine komplexere Analyse, die über die Anklage einer neoliberalen Politik und Wirtschaftsweise hinausgeht, wünschenswert wäre, so wird doch die Brisanz der sogenannten Krise sozialer Reproduktion deutlich und damit auch der Appell, diese Krise nicht in neoliberaler Manier individualisiert auszuhalten, sondern gemeinsam für eine bessere Welt zu streiten. Denn die »Care Revolution als Transformationsstrategie strebt eine Gesellschaft an, die auf Solidarität und Achtsamkeit beruht und in der alle Menschen sich gemäß ihren Bedürfnissen entwickeln können.«

Dass der Kapitalismus bald abgeschafft wird, weil er nicht in der Lage ist menschliche Bedürfnisse zu erfüllen, muss leider bezweifelt werden. Die Krise der Reproduktion war, zumindest für die Klasse der Lohnarbeitenden, zu anderen Zeiten in der Geschichte deutlich prekärer. Dies hat leider nicht zu seiner Abschaffung geführt, ganz im Gegenteil. Die Hoffnung auf eine bessere Gesellschaft ist aber verständlich und nachvollziehbar dargelegt. Das Buch »Care Revolution« kann daher eine gute Begleitung auf dem Weg dorthin sein, auch wenn noch viel mehr notwendig ist, als ein paar Schritte.

Friederike Beier ist Frauenbeauftragte an der ASH, arbeitet beim Berliner Senat und beschäftigt sich viel mit Gleichstellungs- und Gender-Themen.

DURCHGEKLIKT

Mal wieder Langeweile im Netz? Das dreißigste Katzenvideo war zwar noch niedlich, aber nicht mehr fesselnd? Und auf Facebook ist in der letzten halben Stunde auch nichts Spannendes passiert? Wir haben einen Vorschlag gegen Langeweile im www: die Quer Blogschau! In jeder Ausgabe stellen wir vier spannende Blogs vor, denn egal, ob es um Gleichstellung, Feminismus oder queere Themen geht, das Internet ist ein wichtiges Medium für Informationen, Vernetzung und Austausch. Gerade Blogs haben sich zu lebendigen und wichtigen Informationsplattformen entwickelt, und das nicht ohne Grund: Hier gibt es Raum für Diskurse und Themen, die in den klassischen Medien kaum oder gar keinen Platz finden. So entsteht durch Blogs ein neuer Zugang zu Wissen und Erfahrungen und andere Perspektiven, andere Lebensrealitäten, kritische Ansätze und damit andere Menschen als gewohnt werden sichtbar und erfahrbar.



CLASS MATTERS

<http://clararosa.blogspot.de/> ist Clara Rosas Empowerment-Blog zum Thema Klassismus. Es gibt wenig deutschsprachige Seiten über Klassismus, aber dies ist eine und zwar aus lebensweltlicher, persönlicher Perspektive. Dabei erhebt Clara Rosa keinesfalls Anspruch auf Vollständigkeit, deckt aber dennoch viele Themen ab. Der Blick richtet sich dabei ebenso auf universitäre Zusammenhänge, wie auf linke Kontexte und feministische Praxen. Wer von Klassismus betroffen ist, ist hier genau richtig, um sich verbündet und bestärkt zu fühlen und sich mit einem lauten »Ja! Genau!« zum nächsten Artikel zu klicken. Wer keine klassistischen Erfahrungen macht, sollte aber auch dringend mal auf Clara Rosas Blog vorbeischaun, denn es hält auch jenen eindrucksvoll einen Spiegel vor und stößt dazu

an, die eigene Position und eigene Selbstverständlichkeiten zu hinterfragen.

Fazit: Ob in Form von Texten oder Comics, Class Matters bringt die oft subtilen Erscheinungsformen von Klassismus auf den Punkt, ist direkt und es macht Spaß darin zu lesen!



FUCKERMOTHERS

Auf der Seite <https://fuckermothers.wordpress.com> finden sich feministische Perspektiven auf Mutterschaft. Besonders im Fokus steht dabei das in euroamerikanischen Gesellschaften herrschende Mutterschaftsideal. In den Beiträgen werden sowohl das gängige Ideal von Mutterschaft, wie auch die damit verbundenen Ansprüche in Bezug auf Schwangerschaft, Geburt, Stillen, Kinderpflege und ‚korrekte‘ Gefühle hinterfragt. Dabei werden aber weder das Muttersein an sich noch Mütter im Allgemeinen abgewertet oder verurteilt. Ganz im Gegenteil: Möglichst viele Formen von Mutterschaft sollen hier Raum finden und daher werden sowohl klassische Mutter- und Familien-Ideale, wie auch feministische Vorstellungen und (Lebens-)Entwürfe auf ihre Realisierbarkeit und Nutzbarkeit für Menschen mit Kind(ern) hin hinterfragt.

Fazit: Wer schon immer wissen wollte, wie Feminismus und Mutterschaft zusammen funktionieren können oder wer Lust hat anzufangen sich das zu fragen, ist hier goldrichtig!



IDENTITÄTSKRITIK

Steinmädchen schreibt auf ihrem Blog <http://www.identitaetskritik.de> zu bzw. gegen Patriarchat und Psychiatrie. Sie bloggt schonungslos ehrlich über eigene Erfahrungen, die eigene Wahrnehmung, die eigenen Gefühle und Gedanken und verliert dabei nie die Strukturen, in die all dies eingebettet ist, aus dem Blick. Es ist ein kritisches Blog – kritisch gegenüber Gesellschaft, Machtverhältnissen, Medien und sich selbst. In den analytischen und oft auch wütenden Beiträgen auf Identitätskritik beschäftigt sich die Autorin mit Themen wie Psychiatrie, Therapie, Diagnosen, Schönheitsnormen, Triggerwarnungen, Sexismus, Gefühlen, Gesundheit und Anpassung.

Fazit: Wer nicht darauf angewiesen ist, beim Lesen immer betüddelt zu werden, sondern auch mal die harte, unbequeme und oft tabuisierte Wahrheit ertragen kann, wenn es um »Leistungsfähigkeit«, »geistige Gesundheit« und Wut geht, der wird dieses Blog zu schätzen wissen!



FEMGEEKS

Wer <http://femgeeks.de/> in die Adresszeile des Browsers eingibt, landet beim deutschsprachigen Gemeinschaftsblog Femgeeks zu feministischen Geekthemen und geekigem Feminismus. Geekig ist dabei aber nicht nur, was oder wer sich mit Cyber-Sachen oder Hightechwelten auseinandersetzt, sondern das Femgeek-Team fasst sein Geektum viel weiter: Das Blog ist ein Ort, an dem sich Kreativität, Kritik, außergewöhnliche Interessen, Feminismus und Einblicke in Wissenschaft und Technologie treffen. Die Interessen der fünf Autorinnen sind dabei breit gefächert: (Video)Spiele, Gadgets, Comics, Serien, Crafting, Hacking, Literatur, Netzpolitik, Podcasting, Popkultur, Musik, Feminismus, Queerness und vieles vieles mehr.

Besonderen Spaß macht es, sich neben dem Lesen der spannenden Artikel durch die vielfältigen Links zu klicken, die in der Rubrik »DerLinkspam« gepostet werden.

Fazit: Ein spannendes Blog, nicht nur für Geeks und Nerds! Die Themenvielfalt ist groß und ungewöhnlich und dadurch ausgesprochen unterhaltsam. Einziger Haken: für viele Links sind Englischkenntnisse vonnöten.

Debora Antmann,
Redaktionsmitglied der Quer und Autorin des Blogs
»Don't degrade Debs, Darling!«
<https://dontdegradedebsdarling.wordpress.com/>



CALL FOR PAPERS

SCHWERPUNKT: GENDER UND KLASSE

In der 22. Ausgabe der Quer, die im Herbst 2016 erscheinen wird, sollen die Zusammenhänge und Wechselwirkungen von Geschlecht und Klasse/Klassismus in den Fokus gerückt werden.

Klassismus bezeichnet die Diskriminierung aufgrund der sozialen Klasse. Hierarchisierung aufgrund von Klasse und sozialer Herkunft erfolgt zum einen materiell-ökonomisch, zum anderen aber auch auf der symbolischen und der individuellen Ebene durch Diskriminierung und Stereotypisierung.

Der Begriff Klassismus ist nicht unumstritten: Kritiker_innen befürchten eine Reduzierung auf die individuellen und kulturellen Facetten sozialer Ungleichheit, in der die ökonomische und strukturelle Dimension von Klasse aus dem Blick gerät, während andererseits die Gefahr besteht, Barrieren für soziale Mobilität auf ökonomische Verhältnisse zu reduzieren. Wir verstehen unter dem Begriff Klassismus beide Aspekte und freuen uns über Beiträge, die die Unterschiedlichkeit der Perspektiven thematisieren.

Wir möchten alle Interessierten einladen, Artikel zu dem Thema einzureichen. Möglich sind beispielsweise Theoriebeiträge, Fallstudien, Essays, Konferenzberichte oder Darstellungen studentischer Arbeiten, die in etwa die folgenden Fragen umfassen können:

- Wie hängen Gender und Klasse miteinander zusammen?*
- Wie können die Wechselwirkungen von Gender und Klasse theoretisch gefasst werden?*
- Welche Rolle spielen die Kategorien Gender und Klasse im Kontext von Intersektionalität und anderen Kategorien sozialer Ungleichheit?*
- Inwiefern werden soziale und ökonomische Aspekte in den Gender Studies bzw. der feministischen Theoriebildung berücksichtigt?*
- Welche Strategien können sozialer Ungleichheit durch Gender und Klasse entgegenwirken?*
- Welchen Herausforderungen muss sich eine Hochschule stellen, die beiden Ungleichheitsverhältnissen entgegenwirken will?*
- Welche Bedeutung hat Klassismus im Kontext von Sozialer Arbeit, Gesundheit und Erziehung?*

Bitte melden Sie Ihren Artikel bis zum 31.12.2015 per E-Mail bei der Redaktion der Quer an: quer@ash-berlin.eu. // **Die Abgabefrist für die Artikel endet am 15.02.2016.**
(Es können auch Artikel außerhalb des Schwerpunktthemas eingereicht werden.)

Wichtige Informationen für die Artikel:

Zeichenumfang: Max. 12.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen; längere Artikel nach Absprache möglich)

Bilder: Bitte reichen Sie zu Ihrem Artikel passende Bilder (jpg) in möglichst hoher Auflösung ein (mind. 300 dpi).

Dateiformat: doc-Datei oder rtf-Datei ohne Vorformatierungen

Bei weiteren Fragen stehen Ihnen die Frauenbeauftragten in Raum 322/320 zur Verfügung.

Wir freuen uns auch über die Mithilfe bei der Quer-Redaktionsarbeit.

Interessent_innen sind jederzeit herzlich willkommen.

Wir freuen uns auf Ihre Artikel!

Die Quer-Redaktion

